

d'Lëtzeburger **Land**

250

Unabhängige Wochenzeitung für Politik,
Wirtschaft und Kultur

#30 65. Jahrgang 27. Juli 2018



5 453000 174663



4,00€

Konsens währt am längsten

Der Justizminister sagt, seine Regierung habe es mit den Grundrechten ernst gemeint. Im Rückblick auf seine Amtszeit stimmt das nur teilweise

Ein Haus auf dem Mond

Wie erklärt man Grundschülern das Programm für den Rohstoffabbau im All? Etienne Schneider auf Wirtschaftsmission in Remerschen

„Wir sagen nicht, dass alles Mist ist“

Die CSV verspricht eine „weitreichende Gesundheitsreform“. Und gibt acht, nicht schon zu viele Details dazu bekanntzugeben

Foto: Sven Becker



Justizminister Félix Braz (Déi Gréng) während einer Pressekonferenz im Frühjahr 2017

Ines Kurschat

„Bei allem Respekt, aber das ist keine seriöse Arbeit“, so lautete das etwas ungehaltene Fazit von Gilles Roth, rechtspolitischer Sprecher der CSV, am Mittwoch in Richtung Regierungsbank. Dort saß, adrett in Dunkelblau gekleidet, Justizminister Félix Braz (Déi Gréng), verantwortlich für den Gesetzentwurf, über den abgestimmt werden sollte. Davor hatte seine Parteikollegin Sam Tanson, Berichterstatterin, den Text vorgestellt, der die EU-Richtlinie über die Unschuldsvermutung in nationales Recht umsetzen soll.

Dabei hatte der Vormittag für Minister Braz gut angefangen: Mit 57 von 60 Stimmen hatte das Parlament eine halbe Stunde zuvor dem Gesetzentwurf zugestimmt, der es Trans- und Intersexuellen erlauben wird, ihr Geschlecht und ihren Namen unproblematisch beim Standesamt zu ändern. Damit habe, so der Justizminister nach der Abstimmung stolz, Luxemburg ein Transsexuellengesetz, das neben Norwegen zu den fortschrittlichsten in ganz Europa zähle. Ein wichtiger Imageerfolg für den grünen Politiker, dessen Partei sich die Grundrechte auf die Fahnen geschrieben hat – und der in den zurückliegenden fünf Jahren etliche Reformen auf den Weg gebracht hat.

Da wäre gleich zu Beginn seiner Amtszeit die Gleichstellung von homosexuellen und heterosexuellen Paaren in der Ehe, die Schwulen und Lesben in allen Hinsichten gleiche Rechte einräumt,

Was der Justizminister in Interviews gern als Gründlichkeit bezeichnet, strapaziert sogar die Geduld seiner Kabinettskollegen

auch bei der Adoption. Das Nationalitätengesetz, das Ausländern den Zugang zur luxemburgischen Staatsangehörigkeit erleichtert und die obligatorische Residenzdauer von sieben auf fünf Jahre gesenkt sowie die Bedingungen für die luxemburgischen Sprachtests gelockert hat, hatte Braz im Februar 2017 durchs Parlament gebracht, ebenso die Reform des Schwangerschaftsabbruchs, die das Selbstbestimmungsrecht ungewollt schwangerer Frauen stärkt, Abtreibung vollends entkriminalisiert und statt Zwangsberatung ein Beratungsangebot vorsieht und somit heute zu einem der liberalsten Abtreibungsgesetzen in Europa zählt.

Reformreigen aus dem Hause Braz

Höhepunkt im Reformreigen, sozusagen Braz' Meisterstück, ist das neu formulierte Familienrecht und das Scheidungsverfahren, eine Reform, an der seit 30 Jahren gedoktert wurde und die Braz mit neuem Anlauf zum Abschluss gebracht hat. Und, last but not least, die Strafvollzugsreform, die das Gefängniswesen neu aufstellt und einen stärkeren Akzent auf Reintegration und Resozialisierung verurteilter StraftäterInnen legt. So gesehen, also eine durchaus positive Bilanz des Justizministers, was seinen Beitrag beziehungsweise den seiner Beamten und Beamtinnen angeht, um das Versprechen der DP-LSAP-Déi Gréng-Regierung von der gesellschaftlichen Modernisierung umzusetzen.

Konsens währt am längsten

Doch ein genauerer Blick zeigt: So toll ist die Bilanz doch wieder nicht, beziehungsweise der schöne Lack hat einige Kratzer. Wichtige Reformprojekte hat Braz von Vorgänger François Biltgen (CSV) übernommen. Das gilt für die Homoehe ebenso wie für die Reform des Strafvollzugs- oder die Justizreform. Bei Letzterer war Biltgens Entwurf sogar ambitionierter, der neben einem Justizrat, um die Unabhängigkeit der Gerichte zu sichern, auch eine Reorganisation der Gerichtsbarkeiten mit einem neuen Obersten Verfassungsgericht vorsah. Der Slogan, die dynamische Dreierkoalition habe den reformerischen Frühjahrsputz erst möglich gemacht, stimmt in der Absolutheit also nicht. Braz hat etliche der Vorlagen seines Vorgängers zwar mehr oder weniger stark überarbeitet – mit der Homoehe bekam die Volladoption für homosexuelle Eltern grünes Licht, mit der sich die Christlich-Sozialen lange schwer taten; auch bei der Strafvollzugsreform kamen wichtige Änderungen hinzu. Doch verabschiedet wurden diese Reformen im Schweinsgalopp: Die Strafvollzugsreform war die letzte Großtat von Parteikollegin Viviane Loschetter, die sich aus der aktiven Politik zurückzieht. Die grüne Fraktionschefin und Präsidentin des Justizausschusses ist wie Braz von Haus aus keine Juristin und musste sich in die oft komplizierten Dossiers erst einarbeiten. Die Neuauflage der Scheidungsreform kam im Mai 2016 ins Parlament, verabschiedet wurde sie in der zweiten Junihälfte dieses Jahres. Dabei hatte der Justizminister ihre Umsetzung ursprünglich für Winter 2016 Aussicht gestellt.

Über die Zeit ist Braz mit solchen terminlichen Ankündigungen vorsichtiger geworden. Zu Recht, denn er lag oft weit neben seiner selbst gesetzten Zielmarke. Ohne die tatkräftige Unterstützung von Staatsrat und Parlament, ohne eine erhebliche Straffung des legislativen Verfahrens, teils an der Grenze dessen, was sich in einer Demokratie, die sich selbst ernstnimmt, noch ziemt, wären wichtige Reformen nicht mehr in dieser Amtszeit durchgegangen. So eng war das Timing.

Das erklärt auch den Ärger der Oppositionsparteien. Für die EU-Richtlinie über die Stärkung bestimmter Aspekte der Unschuldsvermutung und des Rechts auf Anwesenheit in der Verhandlung in Strafverfahren, die am vergangenen Mittwoch im Parlament debattiert wurde, ein zentraler Baustein beim Bemühen, Kernprinzipien der Strafverfahren und Rechte der Verteidigung EU-weit anzugleichen, hatte der Staatsrat gerade zwei Wochen Zeit zur Begutachtung. Die Mitglieder des Justizausschusses erhielten sein Gutachten am 11. Juli, am 18. Juli lagen die Änderungsvorschläge des Justizministers vor, die an einem Vormittag

im Ausschuss diskutiert und gutgeheißen wurden. Der *Tour-de-force*-Ritt war nicht nur nötig geworden, weil sich die Sommerpause und damit das Ende der Amtsperiode von Blau-Rot-Grün nähert: Luxemburg ist europaweit Nachzügler; die Frist, die Brüsseler Vorgaben zur Unschuldsvermutung umzusetzen, war im April abgelaufen.

Verpeilte Zeitplanung

Das ist bei weitem nicht das einzige Dossier, mit dem sich Braz bei der Zeitplanung kräftig verhoheit hat: Sein Text zur Richtlinie zur Europäischen Ermittlungsanordnung lag den Parlamentariern ebenfalls drei Monate nach Ablauf der Frist zur europaweiten Umsetzung vor. Auch seine Taktik, zunächst die vierte Anti-Geldwäsche-Direktive anzugehen, konnte Braz so nicht umsetzen: Die Frist vom Juni 2017, um die vierte Direktive umzusetzen, hat Luxemburg verpasst, im Dezember vergangenen Jahres leitete die Kommission ein Vertragsverletzungsverfahren gegen das Großherzogtum ein. Nun sollen also die vierte und fünfe Direktive zusammen umgesetzt werden, wodurch das Transparenzregister für jedermann und jedefrau von Beginn an zugänglich würden. Zuvor sollten das Firmenregister nur Personen einsehen können, die ein „legitimes Interesse“ vorweisen konnten, um Informationen über die wahren Eigentümer zu erlangen. Die Journalistenvereinigung ALJP hatte nach der Enthüllung der Panama Papiere gefordert, den Zugang direkt freizugeben. Auch Braz' Herzensanliegen, das Nationalitätengesetz, dauerte deutlich länger als geplant. Diese Verspätungen haben einerseits damit zu tun, dass das Ministerium für das gewaltige Arbeitspensum offensichtlich zu knapp besetzt ist. Kürzlich sind mit Jeannot Berg, der im Mai dieses Jahres in den Ruhestand trat, und der Juristin Claudine Kongsbrück, die für den aus der Nationalpolitik Ende Juni scheidenden Marcel Oberweis ins Parlament nachrückte, dem Ministerium zwei erfahrene Beamte abhanden gekommen.

Eine plausible Erklärung ist aber Braz' Arbeitsmethode: Was er in Interviews als Gründlichkeit bezeichnet – seine Neigung, jedes Dossier peinlich genau zu studieren und in endlosen Arbeitssitzungen einen breiten Konsens zu finden –, strapaziert sogar die Geduld seiner Kabinettskollegen. Es sei besser, eine Reform gründlich vorzubereiten und einen guten Entwurf vorzulegen, entgegnet Braz gewöhnlich auf Kritik, er arbeite zu langsam. Doch sein Anti-Terror-Gesetz beispielsweise musste er drei Mal nachbessern, bevor es mit großer Verspätung verabschiedet werden konnte, weil der Staatsrat mehrfach Fundamentalkritik ausgerechnet hinsichtlich gefährdeter Grundfreiheiten anbrachte.

Regierungsbilanz (3): Der Justizminister sagt, seine Regierung meine es mit den Grundrechten ernst. Das stimmt nur teilweise

Pedantisch und korrekt

Dem Depot seiner Reform des Nationalitätengesetzes ging ein langer Prozess der politischen Konsensfindung voraus, die in seinen eigenen Parteilichen für nervöses Fußescharren sorgte. Denn die Dreierkoalition hatte sich gerade erst mit der Dreifach-Ohrfeige beim Referendum ordentlich blamiert und brauchte nun zügig einen Erfolg, um das Versprechen, mehr politische Partizipation und bessere Integration zu ermöglichen, irgendwie doch noch einzulösen. Die Beratungen zählten sich schlussendlich durch die Zustimmung der CSV aus, Claude Wiseler, mit dem sich Braz gut versteht, lobte die vorbildliche Zusammenarbeit, die Braz' Parteifreunde als Hängepartie empfanden. Er hätte es einfacher haben können, hieß es hinter vorgehaltener Hand. Kabinettskollegen sollen ihm gut zugeredet haben, die CSV-Vorlage quasi zu übernehmen, um das heiße Eisen endlich vom Feuer zu bekommen.

Für Braz kam das nicht in Frage. In dem Sinne ist der Grüne, der bei politischen Auftritten oft sehr gefasst, fast steif wirkt, sich selbst treu geblieben. Braz, der zu den Grünen durch einen Zufall stieß und nicht wie sein Kollege François Bausch oder Camille Gira als Aktivist erste Sporen verdiente, hatte das Thema politische Partizipation früh, seit Beginn seiner politischen Laufbahn Anfang der 1990-er Jahre, im Blick, etwas, das ihm Zuspruch insbesondere unter ausländischen Mitbürgern einbrachte. Als junger Sekretär der realpolitischen grünen Splittergruppe Gleï hatte Braz zunächst Grünen-Mitbegründer Jup Weber beraten und war ihm 1994 als parlamentarischer Mitarbeiter nach Brüssel ins Europäische Parlament gefolgt. Nachdem er sich mit dem streitbaren Weber überworfen hatte, konzentrierte sich Braz neben dem Generalsekretariat, das er bis 2003 innehatte, auf die eigene politische Karriere: 2004 zog er als Süd-Abgeordneter der Grünen erstmals in die Abgeordnetenkammer ein, da war er 38 Jahre alt.

Mehr Beteiligungsrechte für Ausländer und Grundrechte allgemein waren zentrale Forderungen für den Sohn portugiesischer Einwanderer – und sie sind es bis heute geblieben. Anders als der linken Gap ging es Braz damals weniger um direkte Demokratie; ihr stand der Realo skeptisch gegenüber.

Das erklärt vielleicht, warum Déi Gréng ein Transparenzgesetz mittragen können, von dem ausgerechnet die Umweltorganisation Movement écologique sagt, es sei ein „Informationsverhinderungsgesetz“ und an die Abgeordneten appellierte, mit Nein zu stimmen.

Braz war während der kurzen, dilettantisch organisierten Referendumskampagne zum Ausländerwahlrecht eines der wenigen Regierungsmitglieder, die sich deutlich zum Ja bekannt und aktiv dafür eingesetzt hatten. Dabei verstand sich Braz stets als Luxemburger mit portugiesischen Wurzeln. Seine Herkunft hat er nie verleugnet; in die Vitrine gestellt hat er sie aber auch nicht. Bei portugiesischen Wählern steht der Politiker, der in Beliebtheitsumfragen eher mittlere Ränge belegt, gleichwohl hoch im Kurs, er gilt als Vorbild für gelungene Integration.

Das passt zur Gesamterscheinung: Auf viele wirkt der korrekt gekleidete schlanke Mann mit den grau meliertem Schopf eher unscheinbar, wie ein liebenswerter Schwiegersohn. Braz scheint stets im Hintergrund zu sein. Sein ruhiges Auftreten und die Verspätung wichtiger Reformprojekte führten dazu, dass seine nicht unerheblichen Beiträge vergleichsweise wenig Echo in den Medien fanden. Als der Streit um die Jugendschutzreform im Frühjahr 2017 offen ausbrach, ein weiteres Dossier, das Braz bei Amtsantritt zu seinen Prioritäten gezählt hat, das aber bis heute nicht abgeschlossen ist, wurde der Minister kritisiert, er habe keine eigene Linie und könne sich nicht gegen die mächtige Richterschaft durchsetzen.

Der Eindruck täuscht: Anders als von manchen Medien dargestellt, verfolgt Braz seine Ziele durchaus beharrlich und ist dabei nicht ohne Erfolg – auch wenn er des öfteren dafür grüne Inhalte ausgesprochen großzügig (um)interpretiert. Beim Jugendschutz plädiert Braz für ein zweites Jugendgefängnis neben der geschlossenen Jugendanstalt in Dreiborn, um das ungelöste Problem heranwachsender Straftäter zu lösen, wie er sagt. Dass die Grünen sich früher vehement gegen das Wegsperrn von Jugendlichen und für mehr dezentrale offene Betreuungsstrukturen einsetzten, kümmert ihn nicht weiter. Er spreche nicht in seinem eigenen Namen,

„sondern immer als Justizminister“, verteidigte er sich im *Land*-Interview.

Was bei den einen als Opportunismus ankommt und wie große Zugeständnisse an den politischen Gegner aussieht, ist für Braz Teil der demokratischen Konsensbildung. Dass er keine Skrupel hat, auch mal kräftig Wasser in den Wein zu schütten und grüne Werte, wenn nicht über Bord zu werfen, dann doch hintanzustellen und dann nicht verlegen ist, den Sinneswandel schönzureden, zeigte sich besonders deutlich beim Burka-Gesetz, oder Verschleierungsverbot, wie es Braz nennt. Die politische Kehrtwende seiner Regierung, die zuvor gesagt hatte, ein Burkagesetz sei nicht nötig, stritt Braz hartnäckig ab und verteidigte sie vielmehr als „zum damaligen Zeitpunkt, mit dem damaligen Wissenstand und der damaligen Faktenlage richtig“. Es habe keinen Umschwung der Absichten gegeben, sondern nur der Weg habe sich geändert, sagte Braz dem *Luxemburger Wort*, ein Interview, das als Musterbeispiel für die rhetorischen Kniffe eines Vollblut-Politikers gelten kann, der um keinen Preis zugeben will, dass er ein Versprechen nicht einhalten will oder kann.

Realpolitiker von Anfang an

Diese flexible Haltung ist nicht überraschend: Schon 1994, angesichts der Fusionspläne zwischen liberalerer Gleï und linkerer Gap und dem Ausblick auf Wahlgewinne, schrieb der junge Braz in einem Zu Gast im *Land*: „Eine Politik des Machbaren ist die einzige Alternative in Krisenzeiten.“ Und es waren Krisenzeiten, in denen die Dreierkoalition 2013 das Zepter von der CSV übernahm, das hatte Braz in Gesprächen vor und nach der vorgezogenen Wahl stets unterstrichen.

Es war der zehn Jahre jüngere Braz, nicht Fraktionschef François Bausch, der sich am Wahlabend des 20. Oktobers 2013 von der Niederlage seiner Partei am schnellsten erholte, sich zur Dreierkoalition bekannte und die Grünen dann konzentriert durch die Verhandlungen führte. Sein Verhandlungsgeschick konnte er kurz darauf, als frisch gebackener Justizminister, erneut unter Beweis stellen, als er unter luxemburger EU-Ratspräsidentschaft knifflige Themen wie die Datenschutz-Grundverordnung verhandelte,

Braz hat in seiner Amtszeit erkennbar nichts dafür getan, um vorhandene erweiterte Befugnisse von Polizei und Staatsanwaltschaft auf ihre Wirksamkeit zu überprüfen

die Vorratsdatenspeicherung oder den Umgang mit *Fake News*. Während der Datenschutz wegen intensiver Vorarbeiten recht zügig beschlossen werden konnte, ist die Vorratsdatenspeicherung, bedingt durch ein Urteil des Europäischen Gerichtshofs, über dessen Lesart bis heute gestritten wird, noch immer nicht weiter. Er wolle eine europäische, keine nationale Lösung, hatte Braz damals betont. Seine Partei hatte sich zuhause und in Brüssel stets gegen die Massensammlung von Daten ohne konkreten Verdachtsmoment gewehrt. Gerade so wie übrigens bei der Flug-gastdatenspeicherung, die diese Woche im luxemburger Parlament verabschiedet wurde und die die Grünen mitstimmten, obwohl der heutige Staatssekretär für Umwelt, Claude Turmes, seinerzeit im Europaparlament dagegen gestimmt hatte und die teils erheblichen Rechtsbedenken in punkte Eingriff in Grundfreiheiten keineswegs aus der Welt sind: Obwohl die Datenberge angeblich der Terrorismusbekämpfung dienen, sind Privatflieger der Reichen von der systematischen Datenerfassung ausgenommen. Auch ist die Wirksamkeit der Massenerfassung umstritten; Braz hat in seiner Amtszeit nichts dafür getan, um bereits vorhandene erweiterte Befugnisse von Polizei, Staatsanwaltschaft und Geheimdienst auf ihre Wirksamkeit überprüfen zu lassen.

Inhaltliche Elastizität und Pragmatismus pflegt Braz eben nicht erst als Justizminister. Braz war immer Realpolitiker und hat daraus, dass er, um mehrheitsfähig zu sein, schmerzhaft Kompromisse eingehen würde, nie einen Hehl gemacht. Zunächst versucht der ehemalige Journalist stets seine Kontrahenten zu überzeugen. In den Fusionsgesprächen zwischen Gleï und Gap saß Braz am Verhandlungstisch und einstige Weggefährten erinnern sich teils mit Schrecken, teils mit Bewunderung an die Beredsamkeit und Sturheit, die Braz befallen konnten, wenn es darum ging, etwas für seine Seite herauszuschlagen. Braz kann andere unter den Tisch reden – eine Fähigkeit, die ihm als Berufspolitiker heute dienlich ist: JournalistInnen stöhnen schon mal auf, wenn ein Besuch im Justizministerium auf dem Kirchberg ansteht, denn Braz ist bekannt für ausufernde Treffen. Die Transkriptionen der Gespräche mit ihm gehören zu den längsten überhaupt. Eine Unterredung mit der Zeitschrift *Forum* spiegelt einen typischen Interviewverlauf wider: Braz belehrt, er weiß zu sticheln – und er hält ellenlangen Monologe, die locker eine Seite füllen.

Oft wiederholt er sich. Bei den Beratungen zur Jugendschutzreform, seit 2013 eine Art Dauerfehde zwischen Sozialberufen einerseits, die fordern, die Justiz möge sich bei Jugendhilfeeinrichtungen stärker zurückhalten, und Jugendrichtern und -staatsanwälten andererseits, die ihren großen Handlungsspielraum verteidigen, soll Erziehungsminister Claude Meisch (DP), eigentlich selbst um keine Worte verlegen, irgendwann die Verhandlungen Beamten überlassen haben, um weiteren Überzeugungsversuchen des Kabinettskollegen aus dem Weg zu gehen. Und viel spricht dafür, dass grüne Wählerinnen und Wähler Braz den gefundenen Kompromiss, mehr Dezentralisierung und die Vertagung der Reform, nicht einmal ankreiden werden. Vielleicht trägt sogar gerade der Schlusspunkt dazu bei, dass sie meinen werden, Braz habe wichtige Gesellschaftsreformen in letzter Minute durchgeboxt. Und dank Tram und Landesplanung steht die Partei beim Kernthema, Umwelt- und Naturschutz sowie Nachhaltigkeit, recht positiv da. Aktuelle Meinungsumfragen in der Bevölkerung sehen eine schwarz-grüne Koalition als beliebteste politische Farbkombination vorne.



Félix Braz als Südabgeordneter aus Esch (links oben, im Uhrzeigersinn), als Justizminister, während der luxemburger Ratspräsidentschaft 2015 und in der *Chamber* mit den Kabinettskollegen Etienne Schneider (LSAP) und Xavier Bettel (DP)

Leitartikel

Die größte Manipulation

Michèle Sinner

Kurz vor den Ferien und den Wahlen stattete Finanzminister Pierre Gramegna (DP) der Finanz- und Haushaltskommission im Parlament noch einen Besuch ab. Fröhlich konnte er berichten, die Haushaltslage sei nach dem ersten Halbjahr 2018 so gut „wie seit langem nicht mehr“. Wenn es weitergehe wie bisher, steuere man für das Ende des Haushaltsjahres sogar beim Zentralstaat „eine rote oder schwarze Null“ an, so Gramegna, also einen Ausgleich, und das obwohl im Haushaltsentwurf für das laufende Jahr noch ein Defizit der staatlichen Verwaltungen von 890 Millionen Euro vorgesehen war. Doch nach sechs Monaten beträgt das Defizit beim Zentralstaat nur 88 Millionen Euro, statt 445, und weil die Einnahmen schneller ansteigen würden als die Ausgaben, ergebe sich ein „positiver Schereneffekt“.

Dass Gramegna weniger sparen musste, als seine ehemaligen Kollegen von den Unternehmerverbänden das fordern, um zu solchen Ergebnissen zu kommen, liegt offensichtlich an der guten Konjunktur. Trotz Steuerreform stiegen im ersten Halbjahr die Einnahmen aus der Körperschaftsteuer um 6,3 Prozent und die Lohnsteuereinnahmen um über zehn Prozent. Dass das Zukunftspaket genannte Sparpaket eigentlich überflüssig war, wollte Gramegna dennoch nicht gelten lassen. Ohne dieses Sparpaket würde man jetzt nicht auf

diese „Null“ hinsteuern, so der Finanzminister. Das kann er ungestraft behaupten, solange es keine Aufstellung der 258 Maßnahmen gibt, und niemand prüfen kann, ob die Regierung mit den Reformen, die danach folgten, inzwischen nicht mehr ausgegeben hat, als ursprünglich gespart werden sollte.

Die Opposition will Gramegna allerdings ohnehin nicht glauben, dass die Haushaltslage so rosig ist. Gast Gibéryen (ADR) wirft dem Finanzminister vor, den Zwischenstand „geschönt“ zu haben. Denn zur Jahreshälfte seien 50 Prozent der im Haushaltsentwurf vorgesehenen Einnahmen verbucht, aber nur 40 Prozent der geplanten Ausgaben, verwies Gibéryen auf einen Schereneffekt der anderen Art. Würden alle Ausgaben wie vorgesehen getätigt, sehe am Ende des Haushaltsjahres wieder alles anders aus – „Das ist die größte Manipulation, die ich je gesehen habe.“ Die CSV wollte der Regierung nicht unterstellen, die Zahlen mit Absicht frisiert zu haben. Doch Diane Adehm wies darauf hin, die Vorschusszahlungen seien noch nicht an die Steuerreform angepasst worden, was zum hohen Lohnsteueraufkommen beitrage. Der Staat müsse den Steuerzahlern Geld zurückerstatten, wenn sie 2019 ihre Steuererklärung machen. Dann müsse die neue Regierung sehen, wo sie es herhole.

Ob die neue Regierung lange danach suchen muss, ist fraglich. Denn die „größte Manipulation“ in punkto Staatsfinanzen der vergangenen Jahre bestand eigentlich darin, die Einnahmen beim Depot des Haushaltsentwurfs immer zu unterschätzen, beziehungsweise das Defizit weit zu übertreiben, um Sparmaßnahmen und den Rückbau des Sozialstaates zu rechtfertigen. Wird der Haushaltsentwurf in Parlament und Medien wochenlang debattiert, geht das Abschlussaldo meist in einer Randnotiz unter. Zwischen nationalen und europäischen Buchhaltungsregeln, Bestückung von Spezialfonds und ändernden Darstellungsmethoden ist es mühsam, den Überblick über angekündigte und tatsächliche Defizit- und Schuldenbildung zu behalten. Parteien, die den Arbeitgebern in ihren Wahlprogrammen Austerität und Schuldenabbau versprochen hatten, ermöglichte dies zu unterschlagen, dass in den vergangenen Jahren das Defizit jeweils deutlich kleiner ausfiel als angekündigt. Der jetzige Alarmismus aus der Opposition ist daher wohl weniger der Angst vor einer dramatischen Schieflage der Staatsfinanzen geschuldet. Vielmehr würde sie angesichts des Gleichgewichts lieber selbst Wahlgeschenke versprechen, als dies den Regierungsparteien zu überlassen. Sollte Gramegnas Rechnung nicht aufgehen, steht nächstes Jahr ohnehin das nächste automatische Sparprogramm via provisorisches Zwölfel an, das die Ausgaben konstant hält, bis das neue Parlament einen Haushalt für 2019 angenommen hat.

Die Testfahrten hatten am Abend des 21. Mai begonnen – ab heute Mittag 12 Uhr fährt die Hauptstadt-Tram auch offiziell drei Haltestellen weiter, über die Rote Brücke, vorbei am Großen Theater und dem Glacis bis zur Place de l'Étoile. Erst Mitte September dagegen wird der Umsteigepol an der *Stäreplaz* in Betrieb genommen. RGTR-Überlandbusse aus Richtung Westen sollen dann dort enden. In der Zwischenzeit erhalten alle RGTR- und Stadtbushlinien, die die Place de l'Étoile passieren, eine Haltestelle für den Umstieg in die Straßenbahn. Wie genau es ab Mitte September weitergeht, soll Anfang September bekannt gemacht werden. Die Benutzung der Tram ist bis 16. September gratis. pf



blog

Luxtram

Personalie

Personalien

Politik

Bildung

Gesellschaft

Landesplanung

Jean-Claude Juncker,



EU-Kommissionspräsident, wendete in einem Treffen mit US-Präsident Donald Trump am Mittwoch in Washington einen Handelskrieg zwischen den USA und der EU ab. Beide kamen überein, Zölle und Handelsbarrieren auf Industriegüter vollständig zu eliminieren und sich in einer Reform der WTO unter anderem gegen „unfaire Handelspraktiken“ Chinas zu verbünden. Juncker sagte zu, die EU werde „mehr“ Sojabohnen aus den USA importieren und zum Import von verflüssigtem Erdgas Häfen bauen. US-Medien waren sich nicht sicher, wie lange dieser „Deal“ für Deeskalation sorgen werde: Auch mit China hatte Trump zwei Verhandlungsgründen führen lassen, sie aber mit viel Getöse wieder beendet. Und wengleich die Abmachung über Sojaexporte Trump unmittelbar politisch nützt gegenüber wachsenden Kritiken aus der US-Landwirtschaft an seinen Strafzöllen, dürfte die „strategische Energiezusammenarbeit“, wie er sie nennt, nur längerfristig wirken: Der Bau neuer Häfen in Europa wird Jahre dauern. Vorerst aber werden die USA von Strafzöllen auf Autoimporte aus der EU absehen und die auf Aluminium und Stahl schon eingeführten Zölle überdenken (Foto: Shealah Craighead). pf

Romain Schneider,

Sozialminister (LSAP), erlebte am Mittwoch die zweite Abstimmung im Parlament über die Pflegeversicherungsreform innerhalb von 14 Monaten. Die Reform der Reform war auf Initiative des OGBL vereinbart und schnell an den Gesetzentwurf zur Verlängerung der maximalen Krankenscheindauer angehängt worden. Der Staatsrat meinte in seinem Gutachten lakonisch, die Pflegekasse werde so natürlich stärker belastet. Doch der Streit um die Auswirkungen der Reform auf schon bestehende Pflegepläne drohte zum politischen Fiasko für Schneider und vor den Wahlen zu einer Last für die LSAP zu werden. pf

Claude Meisch,

Bildungsminister (DP), präsentierte am Dienstag im Parlament bei der Diskussion einer Petition für einen schulfreien Pfingstdienstag als Kompromiss einen „Tag des Kulturerbes“. Der wäre in den ersten beiden Juliwochen schulfrei. Aber fiele der Pfingstdienstag nicht in die Pfingstferien, wäre automatisch am Pfingstdienstag Kulturerbetag. Meischs Manöver soll der liberalen Regierung den Eindruck ersparen, nach den Bemühungen zur Trennung von Kirche und Staat vor den Verfechtern der Echternacher Spingprozession allzu stark in die Knie zu gehen, sie andererseits angesichts des näher rückenden Waltremins vor ihnen in Schutz nehmen. Erzbischof Jean-Claude Hollerich hatte es in seiner Predigt zur diesjährigen Springprozession „eine Sauerei“ genannt, dass zu dem Anlass nicht automatisch schulfrei sei (siehe auch S. 14 dieser Ausgabe). pf

Still und leise

Ohne viel Aufhebens hat die DP am Dienstag ihr vollständiges Wahlprogramm auf ihr Internetportal gestellt. Auf dem Parteitag vor drei Wochen waren nur „Schwerpunkte“ öffentlich gemacht worden – was Premier und Spitzenkandidat Xavier Bettel damit begründete, aus dem „selbstverständlich schon fertigen“ Text müssten noch „Rechtschreibfehler“ entfernt werden. In der nun endgültigen Fassung verspricht die DP unter anderem Arbeitslosengeld auch wenn ein Lohnabhängiger kündigt – aber nur einmal in einer Berufslaufbahn. Die *Chèques-service* würde die DP durch ein „transparenteres System“ ersetzen, allen Kindern im Vorschulalter würde sie ein Kinderbuch pro Jahr schenken. Sie spricht sich für Vollzeitbürgermeister in den Gemeinden aus und würde in der Wohnungsbaupolitik auf keinen Fall neue Instrumente zur Enteignung von Immobilienbesitzern einführen. pf

Party mit Protesteinlage

Wenn heute Vormittag Transportminister François Bausch (Grüne) und der DP-CSV-Schöffenrat der Hauptstadt die Verlängerung der Tram feierlich einweihen, werden der OGBL und der Landesverband FNCTTFEL sie mit einer Protestkundgebung empfangen. Die Gewerkschaften verlangen, dem Personal von Tram-Betreiber Luxtram ein öffentliches Statut zu geben, weil die Aktiengesellschaft nur von Staat und Hauptstadt getragen wird. pf

Notdürftig geflickt

Die Schlagzeile dürfte Bildungsminister Claude Meisch (DP) gefreut haben : „Lehrernotstand abgewehrt“ titelte das *Luxemburger Wort* am Donnerstag, nachdem das Bildungsministerium gemeldet hatte, über gelockerte Zulassungsbedingungen 459 Lehrkräfte rekrutiert und damit die Lehrerlücke im *Fondamental* geschlossen zu haben. Bloß: Es stimmt so nicht ganz, denn das gut klingende Resultat erzielte Meisch durch den zunehmenden Rückgriff auf geringer qualifizierte Hilfslehrer. Nur 222 erfüllen die regulären Kriterien für den Lehrerberuf, haben also die Ausbildung zum Lehrer abgeschlossen und am *Concours* teilgenommen. 237 Posten sind mit Quereinsteigern besetzt, davon haben 92 zwar ein Lehrerdiplom, aber den obligatorischen *Concours* entweder nicht bestanden oder nicht gemacht, weil sie die Zulassungstests nicht absolviert haben. Die Quereinsteiger werden mit einem unbefristeten Vertrag als *Chargés* in den Grundschulzyklen zwei bis vier eingesetzt und müssen zudem eine 216-stündige Weiterbildung absolvieren, der ein 16-stündiger Einführungskurs im September vorausgeht. Um dem Lehrkräftebedarf nachzukommen, hat die Uni Luxemburg die Zahl der Studienplätze von 80 auf 100 erhöht – und dafür ihrerseits die Zulassungskriterien gelockert. ik

Neue Gouverneure

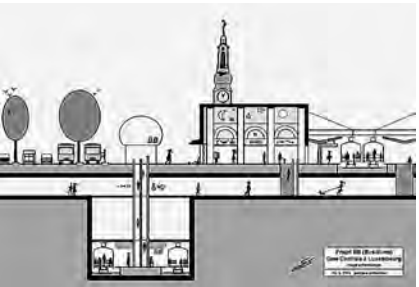
Der durch das neue Universitätsgesetz von sieben auf 13 Mitglieder erweiterte Conseil de gouvernance der Uni Luxemburg wurde zum Teil neu besetzt. Ab 1. Dezember gehören ihm CNA-Direktor Paul Lesch, Unicef-Direktorin Sandra Visscher, die Linguistin Claudine Moulin von der Uni Trier und der Geophysiker Jeannot Trampert von der Universität Utrecht an. E/Y-Partner Alain Kinsch und der Rektor der Universität Nova Gorica in Slowenien, Danilo Zavratnik, scheiden aus. Mitglieder bleiben Ratspräsident Yves Elsen (CEO von Hitec), Gérard Hoffmann (PDG von Telindus) und von anderen Universitäten Yvonne Flour (Sorbonne), Kristin Ingoldsdottir (Reykjavik) und Michel Goedert (Cambridge). Zu besetzen bleiben im Herbst noch die Mandate für zwei Delegierte des Universitätsrats sowie das des Präsidenten der Personalvertretung und des Vorsitzenden der Studentenvertretung. pf

Weiterhin Überschüsse

Krankenkasse und Pflegekasse haben vergangenes Jahr erneut Überschüsse verbucht, ergab der Abschluss 2017 durch die CNS. In der Krankenversicherung lagen die Einnahmen 150 Millionen Euro über den Ausgaben, in der Pflegeversicherung um 36 Millionen. Die kumulierten Reserven der Krankenkasse wuchsen auf 737 Millionen, die der Pflegekasse auf 159 Millionen Euro. pf

Straßen und Tunnel

Über die Hauptstadt hinaus gedacht hat die Usill, Dachverband der Luxemburger Stadtviertelvereine, in ihrer Stellungnahme zu den vier *Plans sectoriels*. Vor allem zum Transportwegplan äußert die Usill sich und findet, was der an Korridoren vorsieht, reiche nicht oder sei nicht die beste Lösung. Zum Beispiel gehöre der Autobahnring um die Hauptstadt geschlossen, und die Collectrice du Sud bei Sterpenich an die Arloner Autobahn angebunden. Die Düdelinger Bahnstrecke sollte ausgebaut und nach Thionville verlängert werden, und statt einer Tramtrasse zum Flughafen sähe die Usill lieber die 2010 wegen geschätzter Baukosten von 1,6 Milliarden Euro und voraussichtlich schlechter Rentabilität verworfene Bahnstrecke zwischen Cents und Findel realisiert. Der Hauptstadt-Tram unterstellt die Usill eine zu geringe Kapazität. Deshalb müssten „schon jetzt unterirdische Infrastrukturen“ vorgesehen werden. Ähnliches hatte vor 15 Jahren der Verkehringenieur Georges Schummer ins Gespräch gebracht. Politisch unterstützt wurde sein „City Tunnel“ (siehe Grafik) nur von der ADR. pf



Die CSV verspricht eine „weit reichende Gesundheitsreform“. Und gibt acht, nicht schon zu viele Details dazu bekanntzugeben

„Wir sagen nicht, dass alles Mist ist“

Peter Feist

Wer wahlberechtigt ist und schon mal viele Wochen bis zum Termin für eine Magnetresonanztomografie warten musste, könnte geneigt sein, am 14. Oktober für die CSV zu stimmen. Denn in dem ersten Teil ihres Wahlprogramms, den sie vergangene Woche publik gemacht hat, ist auf zwei Seiten die Rede von einem „neuen Plan für den Gesundheitssektor“, und versprochen wird dort unter anderem: „Diagnostikzentren wie Scanner, Röntgen, MRT usw. sollen auch außerhalb einer Spitalstruktur ambulant angeboten werden können.“

ker verbessern, aber auch die in weiter entfernt von Spitälern liegenden Gegenden – was in letzter Zeit im Zusammenhang mit den stark beanspruchten Krankenhaus-Notaufnahmen zur Sprache kam. Ein regelrechtes Konzept dafür aber wird Gesundheitsministerin Lydia Mutsch (LSAP) erst im September, also rechtzeitig vor den Wahlen, vorlegen.

Besser spät als nie vielleicht, denn zum Beenden der „Politik der Neunzigerjahre“ scheint auch die CSV noch kein Konzept zu haben, wenngleich sie mit

Deshalb ist es ein Ausdruck von Ehrlichkeit, wenn der gesundheitspolitische Sprecher der CSV-Fraktion sagt, eine Strategie müsse her. Andererseits sieht es nach nicht viel aus, wenn man so tut, als habe man bereits einen „Plan“. Und manches, was die CSV verspricht oder schon in den letzten Jahren verlautbart hat, steht im Widerspruch zueinander: Jean-Marie Halsdorf setzte als Mitglied des parlamentarischen Gesundheitsausschusses schon vor zwei Jahren Lydia Mutsch mit dem Vorwurf zu, eine Neuauflage des „Spitalplans“, mit dem der Staat Klinikinfrastrukturen und das Angebot darin plant, aber auch die schwere Technik in den Spitälern, reiche nicht mehr. Nötig sei stattdessen ein „Gesundheitsplan“, auch zur „Dezentralisierung“ von Leistungen aus den Spitälern.

Doch die staatliche Spitalplanung dient auch dazu, das Angebot zu begrenzen. Erklärtermaßen anhand eines wissenschaftlich ermittelten „sanitären Bedarfs“ für die nahe Zukunft. Den auch für den ambulanten Bereich zu ermitteln, ist mangels Daten gar nicht möglich, und selbst für die Kliniken ist die regelmäßig aktualisierte *Carte sanitaire* nur ein ungenaues Abbild der Realität und bloß eine grobe Schätzung des künftigen Bedarfs. Ändern wird sich das erst, wenn in allen Kliniken eine einheitliche Dokumentation aller Diagnosen und aller „Prozesse“ am Patient eingeführt sein wird – was zurzeit läuft – und nachdem die Dokumentation ein paar Jahre lang Daten produziert hat. Die Dezentralisierung „planen“ zu wollen, grenzt an Hochstapelei.

Eine spannende Frage, die sich anschließt, lautet: Will die CSV, wenn sie „Plan“ sagt, den außerklinischen Bereich tatsächlich regulieren, also Beschränkungen unterwerfen? Gegenwärtig ist das nicht der Fall; es zu ändern liefe auf eine Einschränkung der Niederlassungsfreiheit der Ärzte hinaus und würde den 1992 gefundenen Deal mit der Ärzteschaft in Frage stellen, gegen Zusicherung von Niederlassungs- und Therapiefreiheit in eine Zwangsbindung an die Kasse einzuwilligen. Jean-Marie Halsdorf meint dazu, statt Einschränkungen zu erlassen, könne man „Anreize“ setzen, „zum Beispiel für die Niederlassung von Medizinern im ländlichen Raum“.

Was sicher zutrifft, allein: Zu dem IRM-Versprechen, das die CSV macht, muss sie sich fragen lassen, ob sie zu „planen“ beabsichtigt, was an Röntgen-, Scanner- und IRM-Diagnostik künftig auch in Radiologienpraxen erlaubt sein soll, oder ob sie diese zurzeit noch ganz den Kliniken vorbehalten Leistungen einfach öffnen will. So richtig festlegen will Jean-Marie Halsdorf sich dazu nicht. Er verweist darauf, dass eine Gerichtsklage eines Radiologen im Raum steht, der in Absprache mit dem Immobilienunternehmer Flavio Becca ein radiologisches „Diagnosezentrum“ im Ban de Gasperich einrichten möchte (siehe *d'Land*, 5.1.2018). „Urteilt das Gericht, die Beschränkung von IRM auf Spitäler sei unzulässig, geht der Sektor sowieso auf. Hält es die Beschränkung für berechtigt, kann man anschließend Politik machen.“ Politisch müsse man verhindern, dass für die Spitäler die Radiologen knapp werden, wenn sie schon ambulant genug Umsatz machen können – der umgekehrte Deal, „Belegarzt gegen kostenlose schwere Technik“ bräche dann. Und ein Konkurrenzkampf



Versprach schon beim CSV-Konvent im März einen Gesundheitsplan: Spitzenkandidat Claude Wiseler

Ein paar Prämissen scheinen für die CSV weniger in Stein gemeißelt als früher. Die obligatorische Bindung der Dienstleister an die CNS etwa sei „ein bisschen zu rigide, da kann Luft ran“

zwischen Spitälern und ambulantem Bereich um MRT-Patienten wäre ebenfalls nicht gut. Halsdorf kann sich vorstellen, dass man doch einschränkt: „IRM ist nicht gleich IRM, es gibt verschiedene Apparate und Analysen. Füllen wir eine Entscheidung, werden verschiedene Leute mit am Tisch sitzen, da kann man mehr oder weniger zugestehen.“

So gesehen, erscheint die „weitreichende Gesundheitsreform“ auf den zweiten Blick unspektakulärer als auf den ersten, und es sieht so aus, als wolle die CSV, wie in anderen Politikbereichen auch, im Gesundheitswesen einfach dort weitermachen, wo DP, LSAP und Grüne aufgehört haben. Allerdings scheinen ein paar Prämissen für sie nicht mehr so in Stein gemeißelt, wie in früheren Koalitionen: Die automatische und obligatorische Vertragsbindung der Dienstleister an die CNS sei „ein bisschen zu rigide, wir meinen, da kann an manchen Stellen Luft ran“, erklärt Jean-Marie Halsdorf. Ohne zu präzisieren, an welchen Stellen, aber würde das *Conventionnement obligatoire* gelockert, wären umfangreiche Änderungen am System möglich – inklusive Risiken und Nebenwirkungen. Auch die Ankündigung

einer „grundlegenden Reform des Steuerungssystems“ im Gesundheitsbereich fällt im CSV-Wahlprogramm auf. Eine „Gouvernance nationale de la santé“ solle geschaffen werden. Dort würden „die vereinten Interessenvertreter, Sozialpartner, Krankenkassen und Patientenvertreter auf der Grundlage solider Gesundheitsdaten und zuverlässiger Expertenmeinungen über fällige Investitionen und effiziente Ausgabenverteilung im Gesundheitssystem entscheiden“.

Heute befindet über solche Fragen unter anderem die CNS. Steht die neue „Gouvernance“ im Wahlprogramm, um den Ärztenverband AMMD zufriedenzustellen, der Mitsprache zur öffentlichen Finanzierung des medizinischen Fortschritts verlangt und der CNS ein „Monopol“ vorwirft (siehe auch Seite 13 dieser Ausgabe)? Oder hieße die „grundlegende Reform des Steuerungssystems“ am Ende, wegzugehen von der paritätischen Finanzierung der Krankenversicherung durch Versicherte und Arbeitgeber, zu der der Staat noch 40 Prozent Fiskalanteil zuschießt, und sie durch eine fiskalisierte Versorgung nach dem Beveridge-Modell zu ersetzen? Oder durch eine vor allem von Staat und Versicherten finanzierte wie in Frankreich? Der Weg dahin würde eingeschlagen, falls die Arbeitgeber, wie der Unternehmerdachverband UEL sich das wünscht, aus Finanzierung und Verwaltung der Sachleistungen der CNS aussteigen.

Das seien „Detailfragen“, wehrt Jean-Marie Halsdorf ab, „da will ich mich nicht festlegen“. Aber „diskutieren“ sollte man darüber können. Es sei nicht so, dass die CSV sich über eine „weitreichende Gesundheitsreform“ keine Gedanken gemacht hätte. Und „wir sagen nicht, dass alles Mist ist, was es heute gibt, wir sagen, mehr Kohärenz und Effizienz müssen her“. Doch allem Anschein nach kann die CSV sich zum „Gesundheitsplan“ mehr vorstellen, als in den zwölf für die Presse zusammengehefteten Seiten von vergangener Woche steht, und sie würde sich bei den Wahlen auch für mehr mandatorien lassen wollen.



Die CSV will die medizinische Basisversorgung stärken. Eigentlich wollte die liberale Koalition es auch

Keine andere große Partei verspricht eine so weitreichende Liberalisierung von Leistungen, die heute auf Spitäler beschränkt sind. Nicht mal die Liberalen selber. Die DP klagt in ihrem Wahlprogramm zwar: „Eine vier- bis sechsmonatige Wartezeit für eine IRM-Untersuchung sind [sic] keine Seltenheit in Luxemburg. Patienten lassen sich sogar stationär behandeln oder weichen auf Krankenhäuser in der Grenzregion aus, um schneller zu einem Termin zu kommen.“ Doch so weit, MRT – was dasselbe ist wie IRM – auch in den Praxen niedergelassener Fachärzte für Radiologie zu erlauben, geht die DP nicht. Sie hält sich zugute, in der Regierung „dem Erwerb von vier neuen IRM-Geräten zugestimmt“ zu haben, die in den Spitälern zusätzlich installiert werden sollen, und würde „prüfen, inwieweit eine Verlängerung der täglichen Betriebsdauer der Apparate die Wartezeiten in den Krankenhäusern zusätzlich verkürzen könnte“. Mit dem Verkaufsargument „IRM“ kann demnach nur die CSV winken. Zumal der gesundheitspolitische Sprecher ihrer Kammerfraktion, Jean-Marie Halsdorf, gegenüber dem *Land* erklärt: „Was zum Gesundheitswesen in unserer Veröffentlichung von vergangener Woche steht, ist das, was im September ins Wahlprogramm kommt.“

Im Kern soll der „Gesundheitsplan“ der CSV eine „kohärente“ Verbindung zwischen fünf „Pfeilern“ herstellen: Prävention; medizinische Basisversorgung; Spitalplanung; ambulante Versorgung und geriatrische Versorgung. „Die verschiedenen Akteure sind nicht genug vernetzt“, sagt Jean-Marie Halsdorf, und insgesamt sei die Versorgung „zu spitallastig“. Das sei „Politik der Neunzigerjahre“. Halsdorf findet ein Gleichnis: „Die aktuelle Regierungskoalition trat 2013 mit dem Versprechen an, die Fenster weit aufzumachen und den CSV-Staat durchzulüften. Im Gesundheitsbereich ist so ein Durchlüften mehr als nötig.“

Wo die CSV recht hat, hat sie recht. Auch DP, LSAP und Grüne hielten 2013 in ihrem Koalitionsprogramm fest: „La pierre angulaire de notre politique de santé publique sera une meilleure coordination entre les prestataires et les établissements et une véritable continuité entre la promotion de la santé, la prévention, les soins, la réhabilitation et l'accompagnement autour des besoins du patient, plus que jamais au centre des réflexions.“ Heute ist es nicht übertrieben zu behaupten, dass es dabei keine Durchbrüche gab. Zum Beispiel wollte die Regierung die Einrichtung ärztlicher Gemeinschaftspraxen unterstützen, auch von interdisziplinären Praxen. Das sollte die Versorgung chronisch Kran-

dem Slogan „Mir hunn e Plang fir Lëtzebuerg“ in den Wahlkampf zieht. Jean-Marie Halsdorf räumt ein, „wir brauchen dafür eine Strategie“, und dass das „eine Herausforderung“ sei.

Denn das Gesundheitssystem ist komplex: Dreht man auch nur an einer Schraube, kann das zu größeren Erschütterungen führen. Bis hinein in die Krankenversicherung mit ihrem fragilen Gleichgewicht: Alle Dienstleister sind obligatorisch an die CNS gebunden, dürfen im Gegenzug bei ihr abrechnen. Die Patienten haben die freie Wahl des Dienstleisters, die Ärzte genießen Verschreibungsfreiheit. Vorherrschend sind auch in den Kliniken freiberufliche Mediziner. Das erlaubt einen problemlosen Übergang der Patienten von ambulanter zu stationärer Behandlung, da die Ärzte ihre Patienten aus dem *Cabinet* ins Spital „mitnehmen“ können. Ein weiterer Nebeneffekt dieses „Belegarztprinzips“ besteht darin, dass die freiberuflichen Ärzte im Grunde immer zur Verfügung stehen, wenn sie in die Klinik gerufen werden, auch in nächtlichen Bereitschaftsdiensten. Wollte man das mit angestellten Ärzten erreichen, wären viel mehr nötig und das System würde teurer. Die Bindung der Ärzte als „Dr. Immerbereit“ an die Kliniken wird unter anderem dadurch erkaufte, dass ihnen dort schwere Technik und paramedizinisches Personal kostenlos zur Verfügung stehen und die CNS dafür über jährliche Klinikbudgets aufkommt.



Schwere Radiodiagnostik, darunter MRT, will die CSV auch in Radiologenpraxen zulassen. Sagt sie, ist sich aber nicht sicher, in welchem Umfang



La candidature de Monica Semedo sur les listes du DP aura valeur de test quant à la puissance du star-système de RTL



Monica Semedo, candidate du DP pour la circonscription Est, à la terrasse du New Rive Gauche, un café à Grevenmacher

Bernard Thomas

En début d'année, le portable de Monica Semedo sonne. À l'autre bout, c'est le Premier ministre, Xavier Bettel. Il appelle la présentatrice RTL pour sonder son intérêt à devenir candidate sur la liste DP dans la circonscription Est. (Un autre parti l'aurait également contactée, mais elle ne veut pas révéler lequel.) Semedo dit avoir accepté l'offre du DP parce que c'est « un parti qui ne s'arrête pas, qui concrétise, qui a cet élan que j'ai moi aussi la plupart du temps dans mes émissions et dans mes reportages. » Quel est son plan B au cas où elle ne serait pas élue ; a-t-elle négocié des garanties ? La réponse reste évasive : « On verra. Mais il devrait y avoir du travail pour une ancienne étudiante en sciences politiques avec des connaissances en espagnol et en russe ».

Monica Semedo est un pur produit du système RTL. Elle fut la première – et jusqu'ici la seule – *child star* au Luxembourg. Tous ont suivi sa carrière, l'ont vue grandir et beaucoup pensent la connaître. À l'âge de trois ans et demi, elle participe à un concours de chant et finit deuxième. La gagnante restant introuvable, ce sera elle qui enregistrera une chanson avec le producteur Jang Linster. Suivront un album de chants de Noël (*Léiwe Kleeschen*), le *Schlager* hyper-mielieux *Jiddereen huet eppes, zesammen hu mer vill* ainsi que des synchronisations de films. En 1996, à l'âge de douze ans, elle commence à présenter *Häppi Diwwi*, une émission pour enfants sur *RTL-Télé*. À 34 ans, elle a donc cumulé plus de 22 ans d'antenne.

Comment gère-t-on cette célébrité et le contrôle social qu'elle engendre ? « Je n'ai pas connu autre chose. On me reconnaît et on m'aborde partout, même aux urgences. » Mais ceci, dit-elle, ne la gênerait pas. Au contraire, elle aimerait écouter les gens, les rendre heureux. Quoique, les premières années au lycée auraient été « eng haart Schoul ». Elle évoque les « nombreuses voix négatives » d'autres jeunes qu'elle dit en partie comprendre. Ces réactions auraient été dues à l'image d'enfant-modèle qui était donnée d'elle, mais quelle ne dirigeait pas.

Née en 1984, la cadette de cinq sœurs, Monica Semedo a grandi à Grevenmacher. Ses parents étaient venus du Cap-Vert au début des années 1970. Dernièrement, elle penserait souvent à leur voyage vers une destination quasi-inconnue où ne les attendaient ni famille ni amis. Son père avait été instituteur au Cap-Vert (« J'y ai rencontré des gens à qui il avait donné des cours de français, ce qui m'a rendu très très fière ») ; au Luxembourg, il travaillera dans le bâtiment. Sa fille s'imagine (mais sans en être sûre) qu'il a travaillé au Kirch-

En 2015, Monica Semedo obtient son master en sciences politiques avec un travail sur la fin du secret bancaire. Pour elle, ce fut une consécration sociale

berg, et qu'il était parmi ceux qui ont érigé le nouveau quartier d'affaires.

À l'âge de deux ans et demi, elle et ses sœurs sont placées dans un foyer pour enfants. Les sœurs Semedo y passeront cinq ans, avant de retourner vivre chez leurs parents. À l'âge de sept ans, la petite Monica, entretemps célèbre, devra donc réapprendre sa langue maternelle, le créole du Cap-Vert. Deux ans plus tard, en 1993, son père meurt dans un accident de voiture au Cap-Vert, le pays où il sera enterré. La mère Semedo élèvera seule les cinq filles en travaillant tard à nettoyer des restaurants. Sa fille parle d'elle avec beaucoup de vénération ; sa mère serait son « modèle ».

Monica Semedo est la première de sa famille à avoir suivi des études universitaires. Plus qu'un simple acte administratif, la remise de son *Magister Artium* en sciences politiques en 2015 fut pour elle une consécration sociale. Le jour de sa graduation, en présence de sa mère, elle – qui avait officié à des dizaines de cérémonies de la Rockhal à la Philharmonie – perd ses moyens : « Jamais, je n'avais autant tremblé sur une scène. Mes genoux, mes mains... Je n'avais plus rien sous contrôle ». Monica Semedo se dit fière d'avoir pu montrer à sa mère que celle-ci avait réussi dans son aspiration à offrir un meilleur avenir à ses enfants, que ses « sacrifices » n'avaient pas été en vain.

Le mémoire, soutenu à l'Université de Trèves, témoigne d'un certain flair politique. Il s'agit d'une analyse des treize années de négociations autour du secret bancaire tenues au sein de l'Ecofin. Elle décrit sa recherche « comme une *telenovela* dont je voulais connaître le dénouement », parlant avec enthousiasme de la directive épargne 2003/48/EG. Tout au long de ses études, elle continuait à travailler pour *RTL-Télé*. Pendant la phase de rédaction de son mé-

moire, elle mettait le réveil à cinq heures du matin, allumait son ordinateur et travaillait jusqu'à 11h30. Puis commençait sa journée dans les studios de RTL au Kirchberg à préparer et à enregistrer *Live ! Planet People* jusqu'à 19h30.

Le manuscrit de 115 pages est passionnant, même si l'analyse étouffe quelque peu sous la lourdeur des modèles théoriques. (Le master est ainsi bourré d'anglicismes comme « Advocacy-Koalitionien », « Policy Subsysteme » et « deep core beliefs ».) La question de départ est bien trouvée, car simple : Comment se fait-il que le Luxembourg ait attendu avril 2013 pour annoncer la fin du secret bancaire ; « pourquoi à ce moment-là et pas une ou deux années plus tôt ? » (La réponse, en court, se résume aux trois chocs exogènes successifs : la crise de 2008, le *greylisting* de l'OCDE et la puissance de l'impérialisme juridique américain.) Semedo s'essaie à une catégorisation de la place financière luxembourgeoise (*tax haven, safe haven, offshore*), évoque la propension des micro-États à « commercialiser leur souveraineté » et pointe les effets négatifs de la « concurrence fiscale asymétrique » sur les systèmes sociaux des nations. L'intérêt principal du mémoire réside dans son analyse du jeu institutionnel européen, et surtout des « Zweckkoalitionien » opportunistes formées par le Luxembourg avec la Belgique, l'Autriche et la Suisse. Même si, peut-être par bienséance européenne, Jean-Jacques Rommes assure que « in einem bösartigen Sinne, gegen Europa, haben wir nicht mit der Schweiz zusammengearbeitet, nein ».

Cette citation se trouve en annexe du mémoire dans une interview de seize pages que l'auteure a conduite avec l'ancien directeur de l'ABBL et qui permet de jeter des coups d'œil dans les coulisses d'une place financière qui était loin d'être unifiée autour de la défense du secret bancaire. Pour l'industrie des fonds, ce dispositif du *private banking* était « seit jeher eher ein Dorn im Auge ». Quant aux banques privées scandinaves, elles auraient menacé à un certain point : « Wenn Sie das Bankgeheimnis jetzt nicht aufgeben, dann machen wir den Laden dicht ». L'ABBL navigait donc entre plusieurs courants : « Ich kann nicht einmals sagen, dass wir im Innern des Verbandes immer genau gewusst haben, was wir wollten, weil wir eben damals auch nicht immer auf einer Linie waren ». Dans le cadre de son mémoire, Semedo a également interviewé l'ex-ministre des Finances, Luc Frieden (CSV). À la question s'il était d'avis que la compétition fiscale comportait des « schädliche Auswirkungen », il répond par un admirable court-circuit technocratique : « Wir haben das nicht aus dieser Perspektive gesehen, weil Steuerwettbewerb Teil der europäischen Konstruktion ist. »

À relire ces trente pages d'entretiens pointus, on se demande pourquoi Semedo ne s'est pas davantage orientée vers le journalisme politique et économique. Si elle ne s'était jamais fait accréditer comme journaliste, cela aurait été, dit-elle, pour éviter des conflits déontologiques avec les modérations qu'elle assurerait pour des firmes privées. Ses interviews restaient souvent captives du format *Live ! Planet People*, « plus personnel, moins rigide ». Son interview avec Luc Frieden, diffusée en janvier 2016 à l'occasion de la sortie de *Europa 5.0* (un pamphlet dans lequel l'ex-ministre, qui était à ce moment sur la liste de paie de la Deutsche Bank, propose « un modèle d'affaires » pour maintenir la « Marktwirtschaftsordnung » européenne) était ainsi des plus accommodantes : « C'est

la première fois que vous venez dans ce bâtiment sans cravate ; c'est votre nouveau style ? » ; « Quelles ont été vos dernières vacances ? » ; « La ville de Londres, avec ses *cool locations*, vous a-t-elle changé ? »

Lorsqu'on évoque les sujets politiques, les réponses de la candidate Semedo restent souvent floues. Voit-elle un risque que la discussion sur la croissance ouvre la porte aux discours xénophobes ? Semedo renvoie la question de la croissance à « Monsieur Gramegna qui a le background, les chiffres et qui connaît ces développements. » Elle ne voudrait pas « se disputer sur un thème », mais utiliser son énergie pour « faire avancer » les sujets qui lui importent. Sur la fiscalité internationale, Monica Semedo est alignée sur la nouvelle raison d'État : Pour être attractif, il faut être « clean », mais sans trop s'éloigner du « level playing field ». Par moments, son discours vire aux slogans que lancerait un *motivational speaker* : « Eng fair Chance fir jiddereen. Mee vun näischt kënnt näischt [...] Du hues dän Liewen an der Hand, mee du muss d'Méiglechkeeten kréien. » Son optimisme semble inépuisable.

Monica Semedo se définit en premier lieu comme « Maacher Meedchen ». Familialement et socialement, elle est solidement implantée dans sa ville de Grevenmacher et, en amont des élections, on la retrouve à tous les festivals, événements sportifs et fêtes de vin de la région. Pour l'interview, elle avait initialement proposé le huppé pavillon du Bistro Quai. Celui-ci étant fermé, l'entretien aura finalement lieu sur la terrasse du New Rive Gauche, un café populaire à quelques pas de la rue où elle a grandi et où habite encore sa mère. Quelques tables plus loin, sa sœur Ivone est assise, tandis que Marlow, son petit neveu, fait le tour du bloc en vélo.

Semedo avait un instant tenté de lancer sa carrière en Allemagne, participant à des casting. Elle quitte RTL sans aucune rancune, assure-t-elle. Le 1^{er} mai, le jour de sa dernière émission, elle peinait à retenir ses larmes en prenant congé de sa « deuxième famille » de cadres, journalistes, maquilleuses et scripts avec qui elle a grandi. Une fois le Rubicon politique traversé, les journalistes sont interdits d'antenne, un retour dans la maison RTL est exclu.

Mais elle a de réelles chances de se faire élire. Symptôme d'une certaine carence culturelle, les présentateurs télé – et non les pop stars ou acteurs –, occupent le rôle de vedettes au Luxembourg. Ce sont leurs visages qu'on retrouve, à côté de la famille grand-ducale, en Une de la *yellow press* locale (*LuxPrivat, Promi*). Ce star-système opère surtout pour les formats de divertissement. (À l'inverse des journalistes politiques, ce dont témoignent les échecs électoraux de Roby Rauchs, Tom Graas, Marco Goetz, Joëlle Hengen et Fränk Kuffer.) Felix Eischen (CSV), Cécile Hemmen (LSAP) Française Hetto-Gaasch (CSV) ou Corinne Cahen (DP) ont tous réussi à se façonner une image sympathique, diffusée tous les soirs dans les salons de la nation. Et à la convertir en capital politique.

Dan, Nico et Sandy

Ce fut donc **Daniel Hardy** (46 ans, dont seize passés chez RTL) qui contacta Gast Gibéryen (ADR), et non l'inverse. Le journaliste de RTL avait fixé rendez-vous au Café littéraire Le Bovary pour annoncer au politicien ADR – qui aurait été « quelque peu étonné » – son intérêt de devenir candidat. « Je suis allé chez le politicien qui m'était le plus sympathique », dit Hardy. Il admirerait « le langage non-fleuri » de Gibéryen, qui exprimerait « ce que pensent les gens dans le pays sans le dire publiquement ». Sa décision aurait été prise « de manière relativement spontanée », mais au cours de ses reportages, il aurait appris « à faire confiance à son intuition ». S'est-il assuré un point de chute au cas où il ne serait pas élu ? « Si on regarde la situation générale en Europe, je pense qu'on a une chance d'avoir deux élus en plus. » Puis d'ajouter : « J'ai une option chez le parti ».

Cela faisait déjà un certain temps que le journaliste sportif **Nico Keiffer** (56 ans, dont 35 passés chez RTL) signalait qu'il était disponible. L'an dernier, il est donc approché par le président du CSV, Marc Spautz. Il serait CSV « depuis toujours », dit-il. En 1987, Keiffer était candidat (malheureux) aux communales de la ville de Rumelange, un bastion du KPL et du LSAP. Lui a-t-on offert un poste en cas de non-élection ? « Pas directement, répond Keiffer. Mais si cela ne fonctionne pas, je resterai dans la communication d'une manière ou d'une autre. » Nico Keiffer est à cinq ans de la retraite.

Le CSV et le DP l'avaient déjà abordée pour se présenter aux communales à Kehlen, dit **Sandy Lahure** (50 ans, dont 27 ans chez RTL), mais elle avait toujours refusé. Il y a quelques mois, elle croise par hasard Cécile Hemmen, son ancienne collègue-journaliste devenue députée socialiste. Celle-ci lui demande si elle ne serait pas intéressée à devenir candidate pour les législatives. Une semaine plus tard, peu avant que ne soit dévoilée la liste du LSAP pour la circonscription Centre, Mars Di Bartolomeo (LSAP) lui téléphone. Avec quel argument le président de la Chambre l'a-t-elle convaincue ? « Mes racines familiales », répond-elle. Ses parents s'étaient rencontrés alors qu'ils travaillaient pour le LAV, l'ancêtre de l'OGBL, et Sandy Lahure a grandi au cinquième étage de la Maison du Peuple à Esch-sur-Alzette. En janvier 1998, son père, le ministre de la Santé Johny Lahure (LSAP), démissionna, assumant la « pleine responsabilité politique » pour les actes de ses fonctionnaires, qui, depuis les années 1950, avaient mis en place un vaste système de fausses factures. Ce fut RTL qui avait révélé l'affaire et maintenu la pression. La fille du ministre était face à un dilemme cornélien. « C'était très dur. Je travaillais chez RTL et jobservais. Je me suis souvent demandée pourquoi je n'étais pas partie. Mais je tenais à mon job... » Ces dernières années, elle s'était repliée vers les reportages *lifestyle* sur l'aéro-yoga, la restauration ou la déco intérieure. bt

Roumanie et Hongrie

La bataille du gaz de la mer Noire



Les spécialistes ont découvert une énorme réserve de gaz

Mirel Bran, Bucarest

Sa couleur bleu foncé lui a valu le nom de « mer Noire ». Sur la côte roumaine, bétonnée par feu le dictateur Nicolae Ceausescu, les quelques maigres activités touristiques n'ont pas dénaturé le paysage. Cette mer très salée, au point que l'on sent le sel sur les lèvres si l'on reste quelques secondes devant elle, contient des trésors qui font monter la tension entre la Roumanie et la Hongrie. Quelque 170 kilomètres au large des côtes, les spécialistes de la société américaine Exxon Mobil ont découvert en 2012 une réserve de 84 milliards de mètres cubes de gaz. Les prospections ont continué et la Roumanie compte actuellement sur 200 milliards de mètres cubes de gaz dans la mer Noire. « Nous pourrions bientôt produire plus que ce que l'on consomme, affirme Dan Stefanescu, directeur du département de prospections de la société Romagaz. L'exportation de gaz est notre priorité. »

Le 9 septembre 2016, la Commission européenne et les ministres de l'Energie de la Roumanie, Hongrie, Bulgarie et de l'Autriche ont signé un accord de coopération régionale pour la construction du gazoduc BRUA conçu pour renforcer l'indépendance énergétique de l'Europe. « Nous sommes en train de mettre en place un réseau, a déclaré à l'époque Miguel Arias Canete, commissaire européen à l'Energie et au climat. Non pas un grand gazoduc traditionnel, mais de plus petits gazoducs qui permettent au gaz de s'écouler dans les deux sens sur les axes nord-sud et est-ouest. La région disposera de plus de sources d'énergie à des prix plus abordables. » Le BRUA permettra de connecter l'Europe centrale et orientale aux gisements du plateau roumain de la mer Noire.

En Roumanie, le gazoduc s'étirera sur 528 kilomètres. Le coût total du projet est estimé à 478 millions d'euros dont 180 millions ont été déboursés par

La Roumanie est actuellement le seul pays d'Europe centrale et orientale qui peut assurer son indépendance énergétique

Bruxelles. À partir de 2019, le réseau BRUA devrait acheminer le gaz de la mer Noire jusqu'en Autriche qui pourra à son tour le diriger vers l'ensemble de l'Europe de l'Ouest. Mais ce conte de fées touche à sa fin depuis que la Hongrie a changé d'avis. Réputée être le cheval de Troie de la Russie en Europe centrale et orientale, la Hongrie veut changer la donne du projet BRUA et souhaite en profiter pour son propre compte. Le gouvernement de Budapest ne veut plus construire sa part du gazoduc jusqu'à la frontière autrichienne. « Nous n'avons plus besoin de ce gazoduc parce que nous avons déjà notre propre infrastructure, affirment les représentants de la société hongroise de livraison de gaz FGSZ. Ce projet ne fait que repousser l'approvisionnement en gaz de la mer Noire jusqu'en 2024. »

La Hongrie demande à la Roumanie de lui livrer son gaz qu'elle va dispatcher elle-même aux autres pays d'Europe centrale. Bref, les gros bénéfices de la distribution du gaz de la mer Noire doivent rester en Hongrie. Les perdants dans cette affaire : la Roumanie, qui a déjà investi dans sa part du gazoduc, l'Autriche qui se voit enlever sa part du gâteau et les

autres pays européens qui auraient pu bénéficier du gaz roumain à un prix très compétitif. Le grand gagnant : Gazprom et la Russie qui continuera d'exercer son influence géopolitique dans la région en jouant sur le gaz. Le premier ministre hongrois Viktor Orban a pris ses distances avec l'Union européenne et privilégie sa relation avec le président russe Vladimir Poutine. La nouvelle politique de la Hongrie oblige la Roumanie à revoir à la baisse ses ambitions de devenir un exportateur d'énergie.

La Roumanie s'enorgueillit de la place qu'elle a occupée au XIXe siècle sur la carte mondiale des hydrocarbures. En 1857, le pays démarrait en première mondiale l'exploitation industrielle du pétrole, Bucarest devenant la première capitale à utiliser le pétrole pour l'éclairage public. La Roumanie, dont l'Allemagne s'était fait une alliée, a alimenté la machine de guerre nazie et, après la Deuxième Guerre mondiale, avait été contrainte d'envoyer son pétrole vers l'Union soviétique. Quant au gaz, les Roumains l'ont découvert dès 1909 et cinquante ans plus tard sont devenus les premiers exportateurs de gaz en Europe.

La Roumanie est actuellement le seul pays d'Europe centrale et orientale qui peut assurer son indépendance énergétique. Les autres pays restent dépendants du gaz russe et Moscou en profite pour maintenir son influence dans la région. N'étant pas dépendante du gaz russe, la Roumanie veut rester ancrée dans l'Europe occidentale et privilégie la relation avec les États-Unis. Aujourd'hui, la Roumanie est le troisième producteur de gaz en Europe après les Pays-Bas et la Grande-Bretagne. « La Roumanie a fait des progrès et le projet BRUA devrait être opérationnel fin 2019, a déclaré Miguel Arias Canete. C'est un projet très important avec des bénéfices énormes. J'espère que les problèmes

entre la Hongrie et les autres pays qui participent à ce projet seront réglés d'une manière intelligente. »

À Bucarest, les autorités ont pris des mesures pour accélérer le projet. Le 16 juillet, le parlement roumain a adopté un projet de loi créant de nouveaux impôts sur les revenus des sociétés qui produiront du gaz en mer Noire, notamment l'américain

Exxon Mobil et l'autrichien OMV Petrom. « La Roumanie est en passe de devenir l'un des rares pays au monde indépendant d'un point de vue énergétique, affirme Liviu Dragnea, le chef du parti de gouvernement social-démocrate. Les recettes pourront s'élever à environ 34 milliards d'euros. » Une somme alléchante qui explique bien la pomme de la discorde entre la Roumanie et la Hongrie.

Deutschland und die (gescheiterte) Integrationsdebatte

Der Selbstbetrug

Martin Theobald, Berlin

Am Anfang war ein Foto. Zwei Fußballspieler überreichen einem gewichtigen Politiker ein Trikot. Eine Szene, die sich am Rande von Fußballplätzen und in den Logen der Stadien mehrmals im Jahr abspielen. Bundeskanzlerin Angela Merkel hat ein Nationalhemd zuhause, jedweder Papst bekommt gerne eins geschenkt und es eignet sich auch als Gastpräsent bei internationalen Turnieren. Kaum einer nimmt Notiz davon. Wenn es bei eben jenem Foto nicht zwei Mitglieder der deutschen Nationalmannschaft gewesen wären, die dem türkischen Staatsoberhaupt ein Jersey überreichen. Sie taten es im privaten Rahmen. Mit den Hemden ihrer Vereine. Machten Fotos vom Trikottausch und verteilten diese im und übers Internet. Die populistische Volksseele in Deutschland bekam angesichts der Fotos Schnappatmung: Darf ein deutscher Nationalspieler sich einem ausländischen Autokraten andienen?

Es sei eine private Sache gewesen, beschwichtigte später Mesut Özil seine Aktion. Und er würde es jederzeit wieder machen. Dies war die Fehleinschätzung, die der „deutsche Fußballspieler mit türkischen Wurzeln“, wie die Medien ihn fortan beschrieben, vornahm. Denn: Das Private ist immer politisch. Eine Grundmanifestation des Feminismus der 68-er-Bewegung, die als Grunddeterminante für jedwedes Agieren von Menschen und insbesondere von Personen öffentlichen Interesses gilt. Es verhält sich mit diesem Satz so, wie mit einem Axiom der Sprachtheorie von Paul Watzlawick: Man kann nicht nicht kommunizieren. Genauso gilt: Man kann nicht nicht politisch sein. Auch wer sich völlig auf sein Privatleben zurückzieht, handelt politisch: Es ist dies die politische Aktion der inneren Emigration und eine eindeutige Botschaft. Dem Fußballspieler Mesut Özil steht – wie jedem anderen auch – das Recht auf freie Meinungsäußerung zu. Er darf den türkischen Staatspräsidenten gut finden. Das ist seine Meinung und die darf er äußern, so wie andere Fußballfans etwa Dieter Hoeneß toll finden, Manager des FC Bayern Münchens und vorbestraft wegen Steuerhinterziehung. Özil darf diese Meinung haben, doch er darf seine Meinung nicht wortlos der Deutungshoheit der Kommentatoren überlassen. Dies war eine weitere Fehleinschätzung.

Was in den Wochen des sogenannten Trikotgates geschah, war, dass die Fehleinschätzungen eines naiven Fußballspielers einerseits auf die mangelhafte Selbstwahrnehmung einer höchst neurotischen Gesellschaft andererseits traf. Deutsche denken gerne, sie hätten in den vergangenen Jahren einen Meisterakt an Integration vollbracht. Sichtbarstes Zeichen: die Mitglieder der Fußballnationalmannschaft. Sport galt schon immer als der Motor der Integration. Gemeinsam laufen, gemeinsam Federball spielen, gemeinsam boxen. In der Fußballnationalmannschaft reiche es aus, wenn Spieler mit Namen Boateng, Khedira oder Müller kicken, um ein Ideal und Idol der Integration zu sein, so Volkes Meinung. Selbstredend hatte die Nationalelf auch die Werte oder den Wertkonsens des Landes zu vertreten und für diese einzustehen. Liberal, weltoffen, effizient, ehrgeizig, ökologisch, innovativ, schulmeisternd, kraftstrotzend, integrativ, integrierend, inkludierend und alles weitere, das mit „in“ anfängt. Das zu diesem Wertekonsens auch die freie Meinungsäußerung gehört, wurde in der Causa Özil übersehen.

Eine weitere Fehleinschätzung der Gesellschaft war, dass sie stets davon ausgegangen ist, sie habe integriert. Eben jene Gastarbeiter, die blieben. Nun sagt aber deren dritte oder vierte Generation, dass dies mitnichten geschehen ist. Es gibt keine Integration in oder durch die Bevölkerung, die Gesellschaft, die Nation, die Menschen in Deutschland. Denn es fehlen das Motiv oder das Modell, das als Basis der Integration funktionieren kann. Ein solches Vehikel ist etwa in den Vereinigten Staaten der gemeinsame Traum davon, dass alles möglich ist und man sich vom Tellerwäscher zum Millionär hocharbeiten kann. Einen solchen Traum gibt es in Deutschland nicht. Und auch das Modell der Gesellschaft, die aus ihrer Geschichte gelernt hat, hat durch das Aufkommen des Rechtspopulismus das Fundament verloren. Darin liegt die eigentliche Crux der Causa Özil. Es ist die Entzauberung der deutschen Nachkriegsgesellschaft, die nun erkennen muss, dass sie in sozialer, ethischer und moralischer Hinsicht schlichtweg weitaus weniger hibbelig bekommen hat, als sie all die Jahre dachte. Da es aber in der ökonomischen Sphäre läuft, bleibt die große Mehrheit stumm und still, steht nicht auf und kämpft nicht für die geglaubten Werte. Die innere Emigration ist ein wohlfeiles Modell in diesen Zeiten.

Man kann nicht nicht politisch sein. Sascha Lobo, Kolumnist bei *Der Spiegel*, hat dieses Theorem anders formuliert: „Wenn zu viele Menschen ihren Mund halten, obwohl sie laut sein sollten, können die Immerlauten sich und der Öffentlichkeit einreden, sie repräsentieren die Mehrheit. Und so traurig das ist, es handelt sich um eine selbst erfüllende Prophezeiung. Die schweigende Mehrheit ist in einer liberalen Demokratie keine Mehrheit. Eine stumme Mehrheit kann ohne großen Aufwand Extremisten an die Macht schweigen.“



land

Plus de hauteur

Découvrez le Lëtzebuurger Land en vous abonnant gratuitement durant un mois.

land@land.lu
www.land.lu
téléphone 485757-1

2,8

ticker

Falscher Prozess?



Ob es an der tropischen Hitze liegt? Oder daran, dass sich Laurent Mosar (CSV) vor den Wahlen gerne als Spezialist für den Finanzplatz profiliert? Auf jeden Fall griff er die CSSF am Montag nach der Sitzung der Finanz- und Haushaltskommission (Cofibu) ungewohnt scharf an, wegen ihres Verhaltens im Fall der lettischen Bank ABLV, beziehungsweise im Fall ihrer Luxemburger Filiale. Mosar bemängelt das Vorgehen der CSSF als inkohärent und da Finanzminister Pierre Gramegna (DP) mit dem Hinweis, er sei nicht der Chef der CSSF, kaum Erklärungen gab, behält sich Mosar das Recht vor, den CSSF-Direktor Claude Marx vor den Wahlen in die Cofibu zu bestellen, damit er sich erklärt. Nachdem US-Behörden im Februar den Vorwurf der Geldwäsche im Zusammenhang mit Verstößen gegen die amerikanischen Sanktionen gegen Nordkorea gegen die ABLV erhoben und sie vorbeugend vom Dollar-Verkehr abgeschnitten hatten, entschied die Europäische Zentralbank, die ABLV stehe kurz vor der Insolvenz (*failed or likely to fail*) und hatte das gleiche Urteil auch über die Luxemburger Filiale der ABLV gefällt. Das Single Resolution Board (SRB) in Brüssel, hielt daraufhin fest, es sei nicht von Allgemeininteresse, die Bank und ihre Filiale zu retten, deshalb werde sie nicht mit Gelder aus dem Bankenrettungsfond gestützt (*non-resolution*). Die CSSF beantragte daraufhin beim Bezirksgericht der

Stadt Luxemburg die Liquidierung und Abwicklung der Luxemburger Filiale. Doch das Gericht wies den Antrag der CSSF Anfang März mit dem Argument ab, die Bank sei solide und verfüge über Bargeld. Es stellte sie stattdessen unter Zahlungsschutz und ernannte externe Verwalter, die den Verkaufsprozess an einen neuen Investor überwachen sollen. Gegen diese Gerichtsentscheidung ging die CSSF nicht in Berufung. Das stört Mosar, denn, so der CSV-Abgeordnete am Montag: „Damit gibt sie zu, dass sie sich geirrt hat.“ Und weiter: „Wenn ich von meinen Argumenten überzeugt bin, gehe ich in Berufung, um eine Prinzipienentscheidung zu erzielen.“ Und: „Für mich hat das Gericht in diesem Fall die richtige Entscheidung getroffen.“ Durch das Verhalten der CSSF könne es schwerer für die Bank werden, einen Käufer zu finden, und das könnte auch zu einem Problem für den Luxemburger Staat werden, wenn die Bank beschließe auf Schadensersatz zu klagen. „Das nächste Mal“, sollte sie „eine überlegtere Entscheidung fällen.“ Pierre Gramegna verteidigte die „unabhängige“ Finanzaufsicht, sie mache ihre Arbeit „tip top“. Seiner Meinung nach gibt es einen Konflikt zwischen der europäischen und der Luxemburger Gesetzgebung (weil die europäischen Regeln vorsehen, dass die nationalen Behörden die Entscheidungen des Single Resolution Board umsetzen, aber nicht wie das geschehen soll, weil die Bankenabwicklung nicht harmonisiert ist). „Hier wird der CSSF ein falscher Prozess gemacht“, so Gramegna. Das stimmt so nicht ganz. Denn wenn die CSSF lediglich auf Geheiß des SRB gehandelt hätte, hätte sie dies erklären können. Davon sah die CSSF ab. In ihren Mitteilungen zu den Vorgängen bei der ABLV Bank Luxemburg (Foto: sb) und ihrem Einschreiten verschwieg sie aber gezielt, dass sie die Bankenabwicklung nicht beantragt hatte, und informierte lediglich darüber, dass das Gericht Zahlungsschutz gewährt und Verwalter eingesetzt habe. Der Zahlungsschutz läuft bis Anfang September, ob erverlängert wird, um den Verkauf an einen neuen Investor abzuschließen, wollte ein Sprecher der Bank auf Nachfrage nicht kommentieren. ms

Claude übernimmt von Claude

Am Mittwoch nominierte der Regierungsrat auf Vorschlag von Finanzminister Pierre Gramegna (DP) zwei neue Direktionsmitglieder der Finanzaufsicht CSSF. Simone Delcourt, die ihre Rentenansprüche zum 1. September geltend macht, wird im Fondsbereich durch den Luxemburger Marco Zwick ersetzt, der aus der Privatbranche kommt und lange Jahre für die Compliance und das Risikomanagement bei Schroders Investment Management zuständig war, bevor er in die Direktion von RBC Investor Services Bank wechselte. Bei der Bankenaufsicht folgt Claude Wampach auf Claude Simon, der zum 1. Januar 2019 in den Ruhestand geht. Der Luxemburger Wampach kennt den Dienst gut; er arbeitet seit 2001 in der Bankenabteilung der CSSF und ist derzeit ihr beigeordneter Leiter. ms

Christian Heinzmann,

ehemaliger Luxair- und Luxaviation-Direktor ist Berichten belgischer Medien zufolge vergangene Woche gestorben. Heinzmann stand an der Spitze der Fluggesellschaft, als im November 2002 eine Fokker 50 der Luxair abstürzte. Er wurde beim Prozess von jeder Schuld freigesprochen. Mit der Aussage (vor der Eröffnung des neuen Terminals), am Flughafen in Findel herrschten „afrikanische Verhältnisse“, hatte sich der Belgier in der Luxemburger Flughafengemeinde nicht sehr beliebt gemacht. (Foto: pg) ms



Cadastre financier

L'accès au registre des bénéficiaires économiques (Rebeco), le cadastre financier recensant les « ultimate beneficial owners » derrière les intermédiaires, trustees et administrateurs de sociétés-écrans, sera généralisé.

C'est ce qu'on lit dans les amendements déposés le 10 juillet à la Chambre des députés. C'est une petite bombe dans le milieu d'affaires, mais qui était quasiment passée inaperçue (seul le site *Reporter.lu* y a consacré un article).

L'amendement 5 introduit un nouvel article 13 qui stipule que le Rebeco sera accessible « à tout membre du grand public ». Exit donc la notion d'« intérêt légitime », retenue dans un premier temps par le gouvernement, exit aussi la « commission de coordination » chargée de contrôler qui pouvait faire valoir un tel « intérêt légitime ». Désormais, toute personne, sans condition de résidence (donc également les journalistes étrangers), aura droit « à avoir accès, au moins, au nom, au mois et à l'année de naissance, au pays de résidence et à la nationalité du bénéficiaire effectif, ainsi qu'à la nature et à l'étendue des intérêts effectifs détenus. » Les critères de recherche, « qui pourront varier suivant les différentes catégories d'autorité et de personnes », devront encore être fixés par règlement grand-ducal.

Le revirement luxembourgeois s'explique par le fait qu'alors que le ministère de la Justice n'a toujours pas réussi à transposer la quatrième directive anti-blanchiment, les travaux sur la cinquième ont abouti plus vite que prévu. Le gouvernement tente donc de combler un retard de deux directives en un projet de loi (lire également p.2).

Ces derniers mois, le Luxembourg avait pourtant héroïquement combattu une telle publicité du Rebeco. Dans les commissions des affaires économiques et des libertés civiles, Frank Engel (CSV) fut parmi les quatre eurodéputés à ne pas suivre les 89 autres. Au Conseil, le Luxembourg se retrouva à la tête d'une coalition hétéroclite composée de Chypre, Malte, l'Autriche, l'Irlande et de la Grande-Bretagne, rejoints pour l'occasion par la Pologne et la République tchèque.

C'était peine perdue... À moins que le Luxembourg tente de gagner un avantage compétitif en interprétant très largement les « circonstances exceptionnelles » qui permettent à un bénéficiaire économique de voir ses informations occultées vis-à-vis du public si elles l'exposent à un « risque

pour cent, tel fut, en 2017, le taux de croissance de l'emploi sur la place financière. Alors que l'ABBL se plaint régulièrement d'un « tsunami réglementaire » (comme s'il s'agissait d'une catastrophe naturelle et mortelle), la pression internationale force la place financière à étoffer sa présence et à embaucher. La tendance au Luxembourg se situe à contre-courant de la zone euro, où, d'après une publication récente du Statec, l'emploi dans le secteur financier a baissé de 0,9 pour cent. Un déclin particulièrement sensible aux Pays-Bas (-2,9 pour cent), en Autriche (-2,6) et en Belgique (-1,8 pour cent). bt

disproportionné [...] de fraude, d'enlèvement, de chantage, d'extorsion, de harcèlement, de violence ou intimidation ». Et restera l'inconnue de la constitutionnalité d'un Rebeco librement accessible. En octobre 2016, la Cour constitutionnelle française avait en effet rejeté une première version en ligne du registre. bt

Pourrait faire pire

Regain de confiance dans le secteur, bons résultats boursiers (plus seize pour cent pour l'EuroStoxx50), mais une minuscule hausse de la valeur ajoutée de 3,3 pour cent : comment saisir ce paradoxe du secteur financier ? Dans une étude récente, le Statec l'explique par la faiblesse du taux d'intérêt et, surtout, par la hausse des dépenses des banques qui se démenent pour se rendre conformes avec les nouvelles réglementations (AML IV et V ; Mifid II, PSD II). Mais, comparé aux autres États membres, cela pourrait être pire. Ainsi, en 2017, la valeur ajoutée du secteur financier a-t-il reculé de 3,4 pour cent en France, de 3,5 pour cent aux Pays-Bas et de 7,1 pour cent en Grèce. bt

Rue Chimay

Elle était venue pour se mesurer à Oberweis et Namur, mais, au bout de quatre ans, Cathy Goedert quitte discrètement le centre-ville. Sa pâtisserie fermera ce dimanche. (Sa sœur, Laure Goedert, continue d'exploiter la petite pâtisserie Glow à Bonnevoie.) Les locaux rue Chimay seront repris par le traiteur « Cocottes » qui augmente ainsi le nombre de ses succursales à six. Dans un communiqué, Cathy Goedert explique avoir décidé « après mûre réflexion » de « réorienter sa carrière professionnelle ». Face à *Paperjam.lu*, elle a indiqué avoir un « nouveau projet », toujours dans le secteur de l'alimentaire. bt

Le budget de la zone euro devrait voir le jour en 2021

Fédéralisme budgétaire



Les bâtiment Jean Monnet, qui hébergeait des bureaux de la Commission européenne, en train d’être démolì sur le Kirchberg, boulevard Konrad Adenauer

Georges Canto

Le 19 juin, lors d’un sommet bilatéral tenu au château de Meseberg au nord de Berlin, le président français Emmanuel Macron et son ministre de l’économie Bruno Le Maire ont arraché au gouvernement allemand un accord politique sur la réforme de la zone euro, avec comme point central la mise en place d’un budget commun. « Je veux que nous puissions avancer par temps calme », a déclaré à cette occasion M. Macron, pour répondre à tous ceux qui estiment qu’avec la croissance retrouvée, la zone euro n’a pas besoin de réformes.

Mais dix jours plus tard, lors du Conseil européen à Bruxelles, ce fut une tout autre affaire de faire adopter par les 17 autres membres de la zone euro la « feuille de route » écrite par la France et l’Allemagne. Il a seulement été mentionné que l’euro-groupe (réunion des ministres des finances de la zone) « examinera de manière plus approfondie toutes les questions mentionnées dans la lettre ». Justement, son président, le Portugais Mario Centeno, qui a évoqué le lancement d’une réflexion sur un budget commun, avait reçu entretemps du ministre néerlandais Wopke Hoekstra un message pointant « les larges divergences existant sur la nécessité d’un budget de l’euro-zone ». Selon lui, de nombreux autres pays partagent ses réticences (Luxembourg, Belgique, Irlande, Autriche, Suède,

Utiliser un budget commun pour stabiliser la zone euro par des transferts entre les pays « qui vont bien » et ceux « en difficulté » ; l’idée semble intéressante

Finlande, Estonie, Lettonie), en défendant en réalité la même position que l’Allemagne jusqu’à la mi-juin, à savoir le refus que les contribuables des pays les plus vertueux paient pour les « mauvais élèves », parmi lesquels figurent notamment la France et l’Italie.

Il existe déjà, au niveau des 28 membres de l’UE, un budget commun. Mais, doté de seulement 160 mil-

liards d’euros en 2018, il ne représente que 1,04 pour cent du PIB des pays de l’Union. Il ne ressemble pas aux budgets nationaux et ne s’y substitue pas. Sur le même modèle, le futur budget de la zone euro serait une sorte de pot commun aux allures de « fonds spécialisé ». Pour quoi faire ?

Son premier objectif serait de « promouvoir la compétitivité et la convergence dans la zone euro » par des investissements dans « l’innovation et le capital humain » (notamment la formation, déficiente dans plusieurs pays). Les sommes mobilisées pourraient compléter les dépenses nationales, mais n’auraient normalement pas vocation à les remplacer. Mais créer une nouvelle capacité d’investissement ne paraît guère justifié. Pour les Néerlandais, la zone euro dispose déjà « des 200 milliards d’euros dépensés dans les fonds structurels, les fonds de cohésion ou la politique agricole ». L’économiste français Patrick Artus, directeur de la recherche de la banque Natixis, rappelle que « ce type d’outil existe déjà avec le plan Juncker, géré par la Banque européenne d’investissement » et que, « faute de projets, ce programme n’arrive pas à dépenser les fonds alloués ».

En revanche, l’idée d’utiliser un budget commun pour stabiliser la zone euro, par des transferts entre les pays « qui vont bien » et ceux « en difficulté », semble intéressante en raison de l’hétérogénéité qui règne au sein des pays de la zone. Ainsi, le « pot commun » servirait de fonds européen de stabilisation du chômage, pour épauler les systèmes nationaux en cas de crise grave, un dispositif défendu depuis plusieurs mois par la Commission de Bruxelles. Typiquement, les pays dépassant un certain nombre de demandeurs d’emploi pourraient puiser dans le budget commun.

Ce dernier serait mis en place à partir de 2021, une date qui n’a pas été choisie au hasard. En effet elle correspond à la première année du prochain budget pluriannuel de l’Union (2021-2027). Il s’agirait donc de caler sur les mêmes dates, et d’articuler les budgets de la zone euro et de l’Union qui comprendra alors 27 membres. La Commission européenne a déjà fait des propositions en ce sens car, selon les traités, tous les États membres de l’UE ont vocation à rejoindre la zone euro.

Plusieurs questions restent en suspens. La feuille de route ne donne aucune précision sur les instances qui décideront comment engager les dépenses et suivre leur exécution, alors qu’en Allemagne, le Bundestag est très sourcilieux sur ses prérogatives en la matière. Elle n’est pas non plus très explicite sur la question cruciale du financement qui serait assuré par « des contributions nationales, l’affectation de recettes fiscales et des ressources européennes ».

Néanmoins, il est fait explicitement allusion à une taxe sur les transactions financières (TTF) sur le modèle appliqué en France depuis août 2012. Mais les négociations sont au point mort depuis plusieurs

Chronique Internet

Facebook chute lourdement

Jean Lasar

Malgré des chiffres-clés en nette hausse, l’action Facebook a perdu jusqu’à 25 pour cent de sa valeur en quelques heures après la présentation de ses résultats trimestriels cette semaine. D’autres entreprises cotées auraient sans doute pu s’attendre à un engouement de la bourse si elles annonçaient un chiffre d’affaires trimestriel en hausse de 42 pour cent par rapport au même trimestre de 2017 et une progression du bénéfice net de 3,894 milliards à 5,106 milliards. Avec 30 275 employés au 30 juin 2018, ses effectifs ont progressé de quelque vingt pour cent par rapport à six mois plus tôt. Mais Facebook n’est pas une société comme les autres. Depuis son introduction en bourse, elle a entretenu auprès des investisseurs des attentes de croissance exponentielle. Que le chiffre d’affaires ait progressé nettement moins vite qu’au premier trimestre 2018, avec une baisse de huit points de pourcentage, a suffi pour provoquer dans un premier temps une chute de quelque dix pour cent. Mais ce sont surtout les perspectives, annoncées par la suite lors d’une conférence téléphonique, qui ont poussé les investisseurs à pousser le bouton « vendre », l’action tombant jusqu’à 165 dollars contre 217,50 dollars lors de la clôture précédente.

Ce vent de panique a été causé par l’annonce que la croissance continuerait de se ralentir et que ses dépenses augmenteraient au cours des trimestres à venir. Le tout s’est combiné à la perception par les investisseurs d’une gestion catastrophique des différents problèmes vécus ces derniers mois par le réseau social, le scandale Cambridge Analytica et les « fake news », suivi d’une intervention décevante de Mark Zuckerberg devant les législateurs étatsuniens, et l’introduction par l’Union européenne de nouvelles règles de protection des données privées. « Facebook has hit a wall », a commenté le site de nouvelles technologiques *Techcrunch*. Pour étayer son analyse, *Techcrunch* a mis en avant qu’avec 2,23 milliards d’utilisateurs actifs mensuellement, Facebook a déçu parce que ce chiffre représente une hausse de « seulement » 1,54 pour cent par rapport au trimestre précédent alors que la moyenne des années précédente était de l’ordre de trois pour cent. Idem pour le nombre d’utilisateurs quotidiens, qui a atteint 1,47 milliard, là aussi une hausse modeste de 1,47 pour cent, moitié moins qu’au premier trimestre.

Pour la première fois de son histoire, Facebook a enregistré un recul du nombre de ses utilisateurs mensuels en Europe, 376 millions contre 377 millions un trimestre plus tôt, et une stagnation en Amérique du Nord à 241 millions. Ce sont ses deux marchés les plus lucratifs, et les investisseurs ont compris qu’une croissance dans le reste du monde ne pourra pas compenser des reculs dans ces pays industrialisés.

Il n’a pas non plus échappé aux investisseurs que les nouvelles règles de protection des données personnelles des citoyens de l’Union européenne empêchent désormais Facebook d’arroser ses utilisateurs aussi efficacement en publicités ciblées qu’il ne le faisait jusqu’ici. Une autre information fournie par l’état-major de Facebook a encore accentué la perception d’une future érosion de ses profits : celui que la stratégie adoptée par Facebook de privilégier de plus en plus le partage de « stories » (*posts* visuels éphémères) aux *posts* classiques déboucherait sur un avenir incertain en terme de revenus publicitaires : il n’est pas sûr que les annonceurs suivent le mouvement.

Entre les plateformes Facebook, Instagram et Whatsapp, 2,5 milliards de personnes dans le monde utilisent au moins un des réseaux gérés par le groupe de Mark Zuckerberg. Nul doute donc qu’il s’agit d’un acteur planétaire incontournable. Ce qui avait sans doute échappé jusqu’ici aux investisseurs hypnotisés par les taux de croissance mirifiques annoncés trimestre après trimestre, c’est que pour pouvoir continuer sur sa lancée, le groupe allait tôt ou tard devoir commencer à aller chercher ses utilisateurs au-delà du système solaire.

mais car il n’existe aucun consensus sur la possibilité d’utiliser une telle taxe pour alimenter le budget commun, ni même sur les réflexions à mener sur ce sujet. Autres points de friction : le budget est supposé être également alimenté par les revenus tirés d’une « taxation plus efficace de l’économie numérique » et, en partie, du futur impôt commun sur les sociétés commun, des projets controversés qui n’ont encore qu’à leurs débuts.

À noter qu’un pays pourrait, en cas de crise, suspendre temporairement sa contribution au budget de la zone euro pour éviter d’avoir à réduire ses dépenses sociales ou des investissements cruciaux. C’est le MES (Mécanisme européen de stabilité), appelé à jouer un rôle nouveau et croissant selon les propositions franco-allemandes, qui compenserait le « trou » temporaire dans le budget commun et serait ensuite remboursé progressivement par le pays aidé.

L’importance donnée au rôle contra-cyclique du budget conduit à s’interroger sur le montant dont il devrait être doté. Là non plus la feuille de route ne donne aucun chiffre précis, mais il est notoire

que les promoteurs de projet sont loin d’être sur la même longueur d’onde. Mme Merkel a évoqué dans une interview à la presse allemande un « montant à deux chiffres », soit moins de cent milliards, un montant jugé dérisoire par les Français. Un tel niveau correspondrait à moins de un pour cent du PIB de la zone euro, soit encore moins proportionnellement que le budget actuel de l’UE.

Or, selon Patrick Artus, pour qu’un budget puisse avoir un effet significatif sur les chocs conjoncturels il devrait peser entre dix et vingt pour cent du PIB. Il donne l’exemple des États-Unis où le budget fédéral, qui représente quarante pour cent du PIB, permettrait d’amortir près de la moitié de la baisse du PIB si le pays subissait une récession de un pour cent. Compte tenu que les 19 pays de la zone euro affichent un PIB cumulé d’environ 11 000 milliards d’euros, le budget commun devrait donc être au minimum de 1 100 milliards ! À l’évidence, un tel montant ne pourrait être envisagé que dans le cadre d’une véritable intégration budgétaire, impliquant d’importants transferts de souveraineté, et non dans celui d’un budget annexe. Ce qui ne semble ni prévu ni possible.

Principe d’un budget commun

La littérature académique a mis en évidence le rôle central de l’intégration budgétaire dans le fonctionnement des zones monétaires, notamment en cas de crise. Or, la zone euro est caractérisée depuis l’origine en 1999 par la cohabitation d’une politique monétaire unifiée et du maintien de responsabilités budgétaires nationales. Cette singularité vis-à-vis de la plupart des autres zones monétaires, ancrées dans une structure fédérale, se traduit par la coexistence d’un budget européen de taille modeste avec les budgets nationaux, qui sont l’expression la souveraineté des États membres, en lien avec leurs prérogatives fiscales.

L’absence de « pilier budgétaire » commun est une des fragilités structurelles de la zone euro, qui, malgré des fondamentaux agréés relativement sains par rapport à d’autres régions du monde, a connu une forte instabilité macroéconomique et financière. Dans une zone monétaire, lorsqu’un État membre est confronté à un choc économique, il ne dispose pas des mécanismes d’ajustement habituels que sont le change et la politique monétaire car ces deux domaines sont gérés au niveau de la zone. Les petits pays sont particulièrement handicapés car la politique monétaire répond surtout aux indicateurs des grandes économies et à leurs besoins.

De fait, la crise des années 2008 à 2013 a montré que, dans la zone euro, les mécanismes d’ajustement interne étaient peu efficaces, et fait apparaître la nécessité de disposer d’un instrument pérenne de stabilisation économique, pouvant prendre la forme d’un budget commun et de taille significative. Il serait composé de dépenses contra-cycliques (comme celles liées au chômage) et de recettes cycliques (comme l’impôt sur les sociétés). Au passage, une telle évolution pourrait conduire la BCE à émettre des titres de dette adossés à ce budget.

Mais la mise en place d’un budget commun pour la zone euro est un processus nécessitant en parallèle un pas en avant dans l’intégration politique. La solidarité accrue qui en découle pourrait également justifier un renforcement supplémentaire de la gouvernance économique en zone euro, sans parler des effets structurants d’une telle évolution dans de nombreux domaines (social et fiscal notamment). Dans ces conditions, il est peu probable dans le contexte actuel de défiance des opinions publiques vis-à-vis de Bruxelles, que des avancées significatives aient lieu à moyen terme. *gc*

Michèle Sinner

Es ist sehr warm, als Vizestaatsminister und Wirtschaftsminister Etienne Schneider (LSAP) am vergangenen Freitag kurz nach 16 Uhr in Remerschen im Hemd und ohne Krawatte bei der World City Miselerland vorfährt, den Ferienaktivitäten der Region. Er soll dort Schulkindern den Bergbau im All erklären, sein Vorzeigeprojekt Space Mining, das er sonst vor internationalen Investoren feilbietet. Das Empfangskomitee, die gewählten (allesamt männlichen) Vertreter des Kinderparlaments, überreicht Schneider zur Erfrischung eine Mehrwegwasserflasche als Gastgeschenk. Auf dem Weg zur Bibliothek, wo Schneider reden wird, lässt er sich zwischen Luftballons und bemalten Blumentöpfen die World City Charta, das Gesetzbuch erklären. Der Bodyguard des Kinderpräsidenten stellt sich vor. Daraufhin stellt Schneider seinen eigenen Bodyguard vor. Dass der eine Waffe trägt, macht mächtig Eindruck bei den Jungs. Im Treppenhause steckt der junge Vizepräsident dem bewaffneten Polizisten ein paar Bonbons zu.

In der Bibliothek ist es noch wärmer als draußen. Auf Stühlen und auf den Boden gehockt warten ungefähr 60 Zuhörer, müde von einem Tag Ferienaktivitäten und von der Hitze entweder betäubt oder besonders hibbelig. Für die

Kameras hockt sich Schneider erst einmal zwischen die Kinder, dann stellt er sich vor ihnen auf, im Rücken die Regale mit Kinderbüchern. Den Jungs von der Weltregierung flankieren ihn, Anschauungsmaterial hat Schneider keines dabei, keine Bilder, kein Video, nichts. Der routinierte Redner legt los und beginnt mit einer historischen Rückblende. Er erzählt von SES und den Satelliten. Soweit deckt sich die Einleitung mit der, die bei jedem Business-Seminar in der Handelskammer gehalten wird.

Schnell wird er unterbrochen. Wie viele Satelliten Luxemburg hat? „Etwas mehr als 60 oder 65“, rechnet Schneider Pi mal Daumen. „Jeesssus!“ entfährt es einer beeindruckten Vorschülerin laut, zumal Schneider hinzufügt, dass einer davon 120 Millionen Euro kostet. Das klingt nach viel, aber wirklich etwas anfangen mit dieser Summe kann das Publikum nicht. „Wer von euch hat ein Handy?“ versucht es Schneider anders. Fast alle Hände gehen hoch. „Um eines zu bauen, brauchen die Hersteller seltene Erden. Die heißen so, weil sie selten sind. Diese Mineralien gibt es nicht überall!“ – ein bisschen Geopolitik kann nicht schaden. „Wenn die immer seltener werden, dann werden sie teurer und die Handys werden teurer. Dann kann sich von euch niemand mehr ein Handy leisten; dann reicht das Taschengeld nicht mehr.“ Nächste Frage: Ob Satelliten auch Wifi übertragen? Der Wirtschaftsminister muss einen Moment überlegen, meint Nein, obwohl SES dabei ist, eine milliardenschwere Flotte an nicht geo-stationären Satelliten aufzubauen, um Internetdienste rund um den Globus anzubieten.

Eine weitere Hand geht hoch. Erwartungsvoll erteilt Schneider das Wort. „Die Sonne blendet!“, beschwert sich der Junge. Die Jalousien surren, es wird dunkel. Weltraumatmosphäre. „Space Mining ist eigentlich kein ganz richtiger Ausdruck. Das steigen keine Menschen in die Minen wie früher im Minett. Auf den Asteroiden machen das Maschinen und Roboter“, erklärt der Minetter Schneider. Immer auf die Wirtschaftsdiversifizierung bedacht,

erläutert er, was das All sonst noch an Geschäftsmöglichkeiten bietet. Zum Beispiel Weltraumreisen; schon heute könne man Tickets für Reisen in die Schwerelosigkeit kaufen. „Da gibt es einen, der das anbietet. Die Flugzeuge gehören Richard Branson.“ Und es gehe auch schon einen Luxemburger, der eine solche Fahrkarte besitze, „250 000 Euro kostet sie. Das ist teuer, als in Urlaub fahren.“ Vom Reisen versucht Schneider auf das Thema Siedlung umzuwechseln. Was man wohl alles braucht, um ein Haus oder ein Dorf auf dem Mond zu bauen? Das ganze Material mitnehmen werde teuer, erklärt Schneider. „Was glaubt ihr, was es kostet, um ein Kilo nach

oben zu schießen?“ Nach kurzen Beratungen, klärt Schneider auf. „10 000 bis 15 000 Euro.“ Aber die gute Nachricht, beruhigt der Minister, sei, dass es da oben viel von dem gebe, was man brauche, um dort zu wohnen.

„Kann man da atmen?“, sorgt sich ein Schüler. „Nein“, muss Schneider einräumen, dass es keine Atmosphäre gibt. Eine Diskussion entsteht, ob man aus dem Haus auf dem Mond einfach zur Tür herausgehen kann, oder etwa nur durch einen Tunnel mit Luftschleusen den Nachbar besuchen kann. Schneider bewegt Arme und Beine im Zeitlupentempo um den Space Walk in der Schwerelosigkeit anzudeuten.

Eine neue Diskussion entsteht. Wenn es keinen Sauerstoff gibt, ist denn Trinkwasser vorhanden? Nein, aber darum sei es so wichtig, dass im All Eis gefunden worden sei. Weil es doch so teuer ist, ein Kilo hochzuschicken, erklärt Schneider, dem viele nicht abkaufen wollen, dass es genauso teuer wäre, einen Liter Wasser hochzuschicken. „Ein Liter ist ein Kilo“, behauptet sich der Minister, „und das kostet zwischen 10 000 und 15 000 Euro. Das ist mehr als eine Flasche Vival“. In der hinteren Reihe veranstalten zwei Kumpels einen Trinkwettbewerb. Ob sie es schaffen, drei Viertel Liter Wasser leer zu trinken, bevor sie nach Hause müssen?

Der Minister lenkt die Diskussion zurück auf die Immobilienpromotion auf dem Mond. Wenn man die Materialien, die man vor Ort vorfinde, vor Ort verwende könne, spare das viel Geld und Aufwand. Und da gebe es doch eine Luxemburger Firma, die 3D-Drucker ins All schicke, fügt er die Standortpromotion nahtlos in seine Erklärungen ein. Was ein 3-D-Drucker ist, behauptet eine Mehrheit zu wissen. Die anderen inspiizieren Schmetterlinge, Feen- und Raubtiergesichter, die man ihnen im Face-Painting-Atelier verpasst hat. Ein Mäd-

chen, das seine Schuhe ausgezogen, gönnt sich eine Reflexzonenmassage, indem es die Füße auf einer Wasserflasche mit dem Schriftzug „Let's make it happen“, vor- und zurückrollt.

Sein Exposé kann Schneider mittlerweile vergessen. Was hier interessiert, ist, ob es Leben auf anderen Planeten gibt. „Meines Wissens nicht“, pariert Schneider die Frage nach den Aliens. Ob der Mond nur aus Staub und Stein besteht, will jemand wissen. „Sonst könnte man einen Baum pflanzen“, schlägt er vor. Ob es in der Bibliothek wohl den Kleinen Prinzen zum Ausleihen gibt? Der Wirtschaftsminister denkt weniger an Baobabs und anspruchsvolle Rosen, als an seinen Förderungsauftrag. „Es gibt da eine Luxemburger Firma“, setzt er erneut an, „die schickt demnächst ein Aquarium hoch.“ Geräusche des Zweifels werden hörbar. Ein wirkliches Aquarium mit Fischen sei es zwar nicht, räumt der Minister ein. „Aber kleine Lebewesen sind drin, um zu sehen, ob das klappt mit dem Kinderkriegen da oben.“

Das mit den Steinen und dem Staub will manchen nicht so recht aus dem Kopf. Deswegen beschwichtigt Schneider, man habe auf Asteroiden auch andere Materialien gefunden. „Gold

und Platin“, „*Eh ehl*“, entfährt es einer Prinzezin unglaublich. Die Kampftrinker in der letzten Reihe haben ihre Flaschen geleert, die sie nun auf dem Kopf balancieren.

Weiter vorne wird die Diskussion immer elementarer, schrammt die Newtonschen Gravitationsgesetze. Um die Erdanziehungskraft zu veranschaulichen, gibt Schneider das Beispiel eines Buches, das aus dem Regal auf den Boden fällt. Nicht jeder kann ihm folgen. „Was passiert dann, wenn ich vom Regal springe?“ Andere denken weiter: Warum überhaupt die Planeten im Weltraum schweben? Der Minister kramt sichtlich angestrengt sein Physikwissen her-

vor, gibt sich aber keine Blöße. „Wir sagen alle Danke“, leitet eine Betreuerin die letzte Frage ein. Eine halbe Stunde lang hat ein Mädchen ununterbrochen ausgestreckt, um den Minister endlich fragen zu können, ob das im All gefun-

de Eis von der Erde kommt. „Dankel“, schallt es im Chor. Die Kinder springen auf, drängen zur Tür heraus, wählen zwischen den Space-Resources-Werbegeschenken aus – Buntstifte, Frisbees, Hefte und „ein Lineal aus dem All!“. Schneider interessiert sie nicht mehr. Mit der Beute geht es ab nach Hause. Während die jungen Vorsitzenden der World City Interviews geben, wischt er sich abseits des Scheinwerferlichts den Schweiß ab. „Das war anstrengender als Venture-Capital-Fonds Rede und Antwort zu stehen!“, sagt er noch RTL. Die Weltraum-Wirtschaftsmission in Remerschen ist vorbei.

Ein Haus auf dem Mond

Die kleine Zeitzeugin

Älter ist jünger als alt



Alles ist so hoch, so schwer, so mühselig, verhext wie in einem bösen Märchen

Michèle Thoma

Es ist komisch, die Türen sind plötzlich so schwer. Und die Treppen so steil. Der Weg zur Toilette ist ein Tagesausflug, war der nicht mal kürzer? Seltsam, seltsam, alles so hoch, so schwer, so mühselig, verhext wie in einem bösen Märchen, seit wann braucht Mensch Bärinnenkräfte, um eine Pfanne auf den Herd zu hieven? Alles plötzlich so überdimensional. Alice im Wunderland. Das geht nicht mit rechten Dingen zu, die Dinge sind komisch geworden, die Menschen sowieso. Barrierefrei, sagen sie, aber seit wann ist alles voller Barrieren? Das ganze Leben ein einziger Hindernislauf, naja, Lauf, man krabbelt sich so durch. Wer eine Mineralwasserflasche öffnen kann, muss ein Herkules sein.

Komisch, die Menschen reden so undeutlich, sie murmeln nur so vor sich hin. Vortragende nuscheln in sich hinein, seit wann haben die Menschen das Sprechen verlernt? Laut und deutlich!, möchte man ihnen zuschreien, hören tun sie wahrscheinlich auch nicht, wie in der Schule. Und die Farben sind so matt, alles verschleiert, es wird zunehmend schleierhaft das Ganze, wer soll da noch durchblicken? Die Natur hat null Fantasie mehr, Vögel zwitschern nicht mehr, wo sind sie überhaupt?

Aber besser das nicht erwähnen, irgendjemand zeigt einem sicher gleich einen Vogel, bei dem piepst es sowieso, viele wollen einen nur aufziehen. Oder sie kriegen so einen idiotisch besorgten Blick.

Auch die Zeit, auch die spielt einer mit, auch die. Alles ist ja mittlerweile gegen einen. Stellt sich einem in den Weg oder ist plötzlich weg. Die Zeit ist unheimlich lang, man kriegt sie nicht mal tot geschlagen. Dann wiederum rennt sie davon, schon wieder ist Geburtstag, was, meiner? Der wievielte? Und schon ist wieder einer tot, eben lebte er doch noch. Welch ein Durcheinander.

Komisch, wie viele Körperbestandteile einer hat, immer fällt dem Körper ein neuer ein. Ein nie gehörter. Oder ein altvertrauter, plötzlich wird er alt genannt. Alt eben. Sagt der Arzt. Er ist jung. Also jünger. Also jünger als der alte. Der von vorher. Der kannte sich aus mit den Körperbestandteilen, die plötzlich angeblich alt sind, dabei hat der junge Arzt aber gelächelt, vielleicht war es nur ein Scherz. Das Knie sei eben schon alt, hat der Arzt gesagt. Nein, älter. Älter ist besser als alt. Älter ist weniger alt als alt, es ist alt *light*. Unlogisch, weil es doch eine Steigerungsform ist. Aber nach alt gibt es nur tot.

Die Weltgesundheitsorganisation sagt, nein, nach alt gibt es noch hochbetagt und langlebig. Also zäh. Da muss man aber wirklich zäh sein, wenn man mutterseelenallein ist mit den Pfannen und den Türen und den Treppenstufen, die einem über den Kopf wachsen. Und den Mineralwasserflaschen. Nicht zu verdursten ist schon eine Leistung. Und wenn die Friseurin weg ist, die die Frisur konnte, und das Café an der Ecke weg ist, es war nicht besonders, aber es war da. Und wenn die guten Filme nicht mehr kommen und die guten Fernsehansager auch nicht. Und alles so totenstill ist, lebt man noch oder nicht, wie soll man das herausfinden? Wen soll man da fragen?

Aber draußen gibt es anscheinend noch andere. Wie in einem Film. Wenn man zum Fenster raus schaut oder raus geht, dann ist alles plötzlich voll. Viel zu voll. Viel zu laut. Viel zu viele. Und alle sind so unheimlich jung, überall sind sie so jung, diese Jungen haben eigenartige Themen, in was für einer Sprache reden die eigentlich? Und worüber? Das sagt einem gar nichts mehr.

Alles wird immer kindischer, überall Kinder. Kinder machen Kunst, und Kinder machen Politik, wenn man Trump sieht, denkt man: dumme Junge. Wo sind eigentlich die Erwachsenen?

Und wo sind die Alten? Unterwegs zum Klo? Oder wo? Es wird ein bisschen unheimlich, allmählich.

Lauter alte Leute hier. Ich hätte es mir denken können, ich habe es mir ja gedacht. Was mache ich eigentlich hier? Es wird alles immer komischer.

Histoires de familles/10 success-stories entrepreneuriales – l'art du lissage biographique

Des vies héroïques

Bernard Thomas

La Banque de Luxembourg et Maison moderne viennent de sortir la boîte à cirage et la brosse à reluire. Publié en mai, *Histoires de familles* (sous titre : « 10 familles luxembourgeoises – 10 success-stories entrepreneuriales » ; 172 pages, 49 euros) est une série de portraits d'entreprises centrée sur les actionnaires-dirigeants : les Ernster, Giorgetti, Grosbusch, Clasen (Caves Bernard-Massard), Ehlinger (Intralux Transports, Groupe Schuler), Hentgen-Paully (Lalux), Lentz (Bofferding), Muller (Moulin de Kleinbettingen/Panelux/Fischer), Meyer-Krombach (Heintz van Landewyck) et Weber-Heinisch (Voyages Emile Weber).

Ces PDG de la troisième ou quatrième génération sont représentés comme des « hommes courageux » dotés de qualités extraordinaires. Abdu Gnaba, l'anthropologue freelance chouchou de la place financière qui a co-rédigé l'ouvrage, glose dans son introduction sur leur « force de vie », leur « volonté de changer le monde ». Ils correspondraient « à l'archétype de l'homme moderne, aventurier, explorateur, stratège et inventeur : Ulysse. » C'est oublier qu'Ulysse, en tant que héros de la *métis*, donc de la ruse, se démarque également par sa capacité « de mentir, de rouler les gens, de leur raconter des balivernes et de se tirer d'affaire au mieux », comme le rappelait l'historien Jean-Pierre Vernant dans *L'Univers, les Dieux, les Hommes*.

Cette héroïsation du monde patronal n'est pas très originale. Ainsi, dans son discours d'investiture à la tête du Medef en juillet 2013, Pierre Gattaz s'adressait-il aux patrons : « Je dis toujours que les chefs d'entreprise sont des héros. Mesdames et Messieurs, vous êtes des héros. » Signe des crispations identitaires, *Histoires de familles* met constamment l'accent sur « l'attachement au territoire » des entreprises portraitées. Dans l'introduction, Abdu Gnaba évoque même, en termes assez ésotériques, un présumé « enracinement dans un mode de vie traditionnel qui fait de la défense d'un périmètre nourricier la priorité des priorités ». Tant de *Heimattümelei* et de provincialisme laissent perplexe. Car la plupart des entreprises décrites exportent leurs produits sur les marchés internationaux, certaines, comme Heintz van Landewyck ou Panelux, ont établi des fabriques dans l'ancien bloc communiste, sautant sur le train des privatisations durant les années 1990.

L'idée de faire un livre, écrit Mike Koedinger dans son avant-propos, serait née d'une « conversation complice avec et à l'initiative de la Banque de Luxembourg ». Le président de Maison moderne parle de « décideurs » et donne un aperçu de l'approche bienveillante de son groupe de médias : « Nous aimons rencontrer les entrepreneurs, les faire parler, comprendre leurs motivations. C'est d'ailleurs sans

Quand la Banque de Luxembourg et Maison moderne sortent la brosse à reluire

doute ce que nous savons faire de mieux ». Pour la Banque de Luxembourg, l'ouvrage est une manière de fidéliser ou d'attirer des clients HNWI résidant au Luxembourg. (Un marché hyperconcurrentiel visé par toutes les grandes banques de la place.) *Histoires de familles* ressemble donc à une brochure de promotion qui aurait gonflé à la taille d'un livre. Comme pour la plupart des publications de Maison moderne, l'objet est pourtant de belle facture : mise en page soignée, illustrations originales, reliure en carton et brochage au fil. Les photos-portraits des familles sont chacune précédées d'une page en papier calque, comme s'il s'agissait de protéger l'image de toute souillure. Aux entrepreneurs, le livre permet d'étoffer leur capital symbolique, au-delà des postes dans les organisations patronales.

À quelques exceptions près (Lalux ou Bernard-Massard étaient ainsi lancés par des notables locaux et des financiers), l'ascension des fondateurs est racontée à l'américaine, c'est-à-dire sur le mode méritocratique du *self-made-man*. Les descendants plus ou moins lointains exhibent leurs diplômes : études en management (Hubert Clasen), en droit et en économie (Fernand Ernster) ou des MBA passées dans des écoles plus ou moins prestigieuses (Miami University dans l'Ohio pour Georges Lentz Jr ; EDC Paris pour Marc Giorgetti). Ces dix der-

nières années, une nouvelle génération, née dans les années 1970-1980, a fait son entrée dans les entreprises familiales, affublée de titres comme « directeur commercial » (Antoine Clasen), « product manager (Lynn Grosbusch) ou « responsable trade marketing » (Isabelle Lentz). Goy Grosbusch évoque ainsi un « parcours d'intégration interne d'un an dans l'entreprise ». Ce ne serait qu'après, que « l'on peut se sentir et se prétendre légitime. »

La question de la délégation et de la maîtrise du temps est peu abordée. À lire les portraits, on a l'impression que les PDG supervisent personnellement chaque détail de leur société. (À l'exception d'un Fernand Ernster qui dit s'être « désengagé progressivement de l'opérationnel. ») Quant aux conflits sociaux, à part une brève allusion à la grève des brasseries en 1920, ils sont inexistantes. Empreinte de paternalisme, le discours que tiennent les PDG sur les salariés (« comme si le personnel finissait, d'une certaine façon, à faire partie de la famille », lit-on dans l'introduction) est très éloigné des mots d'ordre normés des départements en ressources humaines.

Le livre permet aussi de mesurer la différence entre les patrons actionnaires de leur propre entreprise et des CEO grossièrement rémunérés mais qui, en fin de compte, restent des salariés. Ainsi, le livre évoque en une demi-phrase « le grand engagement et succès » de Jacques Linster, le directeur général qui fut le stratège derrière l'expansion de l'empire Panelux/Fischer. Or, son évincement pour faire place aux enfants de l'actionnariat est pudiquement passé sous silence. L'intérêt, quasi-anthropologique, du livre, c'est qu'il permet de savoir qui, entre les différents d'actionnaires, est le cousin de qui. Il aurait été intéressant de relier les familles portraitées et de montrer les interconnexions dans le petit monde des grandes familles luxembourgeoises.



Georges Lentz Jr (au milieu), le patron de la Brasserie nationale (Bofferding)

Zu Gast

Politik und Gesellschaft wieder im gleichen Takt

Die Regierung unter Premier Xavier Bettel hat Luxemburg die letzten fünf Jahre wieder auf Vordermann gebracht, auf finanzieller, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Ebene. Der Stillstand von 2013 wurde konsequent aufgelöst. DP, LSAP und Déi Gréng haben dafür gesorgt, dass es Land und Leuten heute besser geht als vor fünf Jahren. Die Koalition kann sich ohne Zweifel zugutehalten, das Land aus einem allgemeinen Stillstand geführt zu haben, mit Elan und Leidenschaft.

Die zu Ende gehende Legislaturperiode hat jedoch auch einen Wechsel in der Art und Weise mit sich gebracht, wie hierzulande Politik gemacht wird. Die DP und ihre Koalitionspartner haben Taten angekündigt und dann auch umgesetzt. Die Versprechen wurden eingelöst, frei nach dem Motto: Gesagt, getan.

Einige Beispiele gefällig? 2012 betrug das Defizit im Budget des Gesamtstaats rund 350 Mil-

lionen Euro, 2017 wurde mit einem Überschuss von über 850 Millionen Euro abgeschlossen. Dabei wurden 240 Millionen in den 2014 geschaffenen Zukunftsfonds eingezahlt. Gleichzeitig wurden in den letzten fünf Jahren mehr als zehn Milliarden Euro in Infrastrukturen investiert. Ein Rekord!

Nicht zu vergessen der Rückgang der Arbeitslosigkeit von 7,1 Prozent im Jahr 2013 auf jetzt 5,5 Prozent! Dies bedeutet, dass Tausende Menschen im Land wieder eine Arbeit haben und auf eigenen Beinen stehen können.

Dieser Aufschwung kommt nicht von ungefähr. Gleich zu Beginn der Legislaturperiode wurden Maßnahmen durchgesetzt, um die schlechte Finanzlage in den Griff zu bekommen. Maßnahmen, die der Koalition nicht nur Lob einbrachten. Auch in den Bereichen Bildung, Familie, Gesellschaft oder Arbeit, um nur diese zu nennen, wurden überfällige Reformen umgesetzt, die nur durch gesunde Staatsfinanzen möglich waren.

Die Regierung hat demnach in vielerlei Hinsicht für grundlegende Anpassungen gesorgt, die die

Politik wieder in Einklang mit der Realität des Landes und seiner Bürger gebracht haben. Die DP ist sich aber der Tatsache bewusst, dass ihre Politik auch daran gemessen wird, ob es den Menschen dadurch besser geht. Wenn es dem Land gut geht, muss der Bürger das auch in seinem Alltag spüren, alle Bürger müssen von diesem Erfolg profitieren. Das ist unsere Maxime.

Schließlich sind gute Staatsfinanzen kein Selbstzweck – kein Schönheitswettbewerb –, aber Garant für einen ordentlichen Sozialstaat und für Investitionen in die Menschen. Deshalb bedarf es auch in Zukunft weiterer Optimierungen, wie einer flexibleren Organisation der Arbeitszeit oder einer schnelleren Gangart bei der Umsetzung von Mobilitätsinfrastrukturen. Auch in punkto Digitalisierung muss der Weg zu einem ICT-Standort internationalen Ranges resolut weitergeführt werden.

Am Ende dieser erfolgreichen Legislaturperiode zieht die DP keinen Schlussstrich, sondern eine Zwischenbilanz. Die DP hat nämlich noch etliche Vorhaben und ist gewillt, sie in der nächsten Regierung umsetzen. Claude Lamberty

Die Politik muss in diesem Wahlkampf Farbe bekennen, findet der Ärzteverband AMMD

Die Luxemburger Gesundheitslüge

Alain Schmit, Philippe Wilmes

Der Konflikt zwischen Sozialminister Romain Schneider und der AMMD ist eskaliert. Die rote Linie des respektvollen Umgangs in Krisenzeiten wurde mehrfach, zuletzt aber unumkehrbar, überschritten: Die ebenso überhebliche wie provokative Pressemitteilung der CNS vom vergangenen 12. Juli – vom Minister scheinbar nicht mitgetragen, wohl aber toleriert –, die gezielte Provokation von Nomenklaturbeschlüssen ohne Ärztevertreter vom 13. Juli und die wohlwollende Selbstdarstellung des dem Sozialminister unterstellten, autoritären kontrollärztlichen Dienstes vom 16. Juli 2018 sind der offensichtliche Ausdruck des Unvermögens eines politischen Verantwortlichen, den hohen Ansprüchen seines Amtes gerecht zu werden. Die Unfähigkeit des Sozialministers, die Tragweite der Probleme unseres Gesundheits- und Krankenversicherungssystems zu ermessen, anzuerkennen und im konstruktiven Dialog mit einer kritischen AMMD zu lösen, könnte weitreichende Konsequenzen für die versicherte Bevölkerung haben, bliebe es bei dieser unreifen Haltung im Falle einer Neuaufgabe des Ministermandates.

Der Kern des Problems im ganz speziellen Luxemburger System ist die lange gepflegte Gesundheitslüge: Dem versicherten Bürger, und Wähler, wird seit Jahrzehnten wiederkehrend vorgemacht, in Luxemburg bezahle die öffentliche Hand in vollem Umfang eine Medizin, die andernorts nur privatversicherten Patienten zugänglich ist. Neben freier Arztwahl, hoher Kostenerstattung und gleicher Leistung für jeden, wird in diesem Rahmen auch die Teilhabe am medizinischen Fortschritt als selbstverständlich versprochen. Es wird aber bewusst unterlassen, die Schattenseiten des Systems und ihre Nachteile für den Patienten anzusprechen. Die CNS als Monopolist entscheidet – ohne wirkliche Kontrolle und ohne ärztliches Fachwissen – über Erstattungen von Leistungen und Medikamenten und somit über ärztliche Behandlungen. CNS und Staat haben darüber hinaus die Entscheidungsgewalt in der Nomenklaturkommission, jenem Gremium, das über den ärztlichen Leistungskatalog, also die möglichen Leistungen der gesetzlichen Krankenversicherung, befindet.

Die Lüge gegenüber der versicherten Bevölkerung besteht darin, dass einerseits öffentlich allumfassende Leistungen mit hoher Kostenerstattung versprochen werden, andererseits aber die tatsächlich möglichen Leistungen auf Umwegen, nämlich über Statutenregelungen und Nomenklaturbremse, beschränkt und eingeschränkt werden. Der Gipfel der Dreistigkeit dabei ist: Um derartige Regulationen und Restriktionen des Systems zu rechtfertigen, wird den Ärzten vorgeworfen, Kostentreiber der gesetzlichen Krankenversicherung zu sein, also entgegen jeder Deontologie Medizin aus rein wirtschaftlichen Beweggründen zu betreiben!

Wie zur Veranschaulichung hat das *Luxemburger Wort* vergangenen Mittwoch über die Senkung der Rückerstattung der Lymphdrainage durch die CNS berichtet. Seit dem 1. Januar 2018 werden diese speziellen Massagebehandlungen nur noch zu 70 Prozent von der Kasse übernommen, eine Entscheidung, die für viele betroffene Patienten mit finanziellen Mehrbelastungen verbunden und die ohne Rücksprache mit der Ärzteschaft erfolgt ist. Die unerhörte Rechtfertigung von Sozialminister Romain Schneider und Gesundheitsministerin Lydia Mutsch in einer gemeinsamen Antwort auf eine parlamentarische Anfrage zu diesem Thema, ist der Vorwurf an die Ärzteschaft, anormal viele Lymphdrainagebehandlungen zu verschreiben und somit die Kosten zu treiben. Als ob der verschreibende Arzt irgendein anderes Interesse als das seines Patienten hätte, Lymphdrainage zu verschreiben! Als ob die Patienten sich einer solchen Behandlung unterziehen würden, wenn sie es nicht bräuchten! Beide Minister liefern mit ihrer skandalösen Aussage den Beweis für unsere Kritik und stellen sich eindeutig hinter die finanziellen Interessen der CNS und somit gegen die der bedürftigen Patienten.

Die Ärzteschaft steht zwischen dem Krankenversicherungssystem und seinen versicherten Patienten wie ein Puffer zwischen Hammer und Amboss. Denn es ist unsere deontologische Pflicht als Ärzte, Medizin im Sinne unserer

Unter dem Deckmantel der sozialen Gerechtigkeit und des gleichberechtigten Zugangs zu Gesundheitsleistungen wurde über Jahrzehnte politisch-ideologisch motivierte Gleichmacherei betrieben

Patienten zu machen, ihnen anzubieten was sie brauchen, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Und zwar *lege artis* und auf der Höhe des medizinischen Fortschritts. Patienten werden nun mal vom Arzt behandelt. Der Arzt macht Medizin, nicht der Sozialminister, nicht die Gesundheitsministerin, nicht der Krankenkassenpräsident mit seinen Präsidiumsmitgliedern und schon gar nicht der Kontrollarzt.

Grundsätzlich hat die Krankenversicherung mit ihren wirtschaftlichen Interessen in der singulären Beziehung zwischen Arzt und Patient nichts verloren. Genau das tut die CNS aber, wissentlich und systembedingt.

Wie entsteht die therapeutische Beziehung zwischen Patient und Arzt? Der Patient sucht seinen Arzt mit seinen Gesundheitsproblemen auf, ein Vertrauensverhältnis wird aufgebaut und ärztliche Leistungen werden erbracht. Diese Leistungen haben einen Wert, der früher in einem Behandlungsvertrag zwischen dem Patienten und seinem Arzt definiert und schließlich honoriert wurde. Heute hält die CNS für die Vergütung der Medizin alle Hebel in der Hand, weil sie in unserem speziellen Luxemburger System über den einzig gültigen Leistungskatalog verfügt. Und somit über die Vergütung entscheiden kann, welche Medizin die Ärzte anbieten dürfen. Diese Monopolstellung bedingt zwangsläufig eine Einmischung in die Beziehung zwischen Arzt und Patient und dadurch auch eine Einschränkung der Therapiefreiheit des Arztes. Es lässt sich somit unschwer erkennen, dass auch die angebliche Therapiefreiheit der Ärzte bloß eine weitere Lüge des Systems ist.

Als Ärzteschaft ist man natürlich, im Sinne des übergeordneten Allgemeinwohls und im Einklang mit der ärztlichen Deontologie, seit jeher bereit gewesen, freiwillig an der öffentlichen Gesundheitsversorgung teilzunehmen und mit den gesetzlichen Krankenversicherungsträgern über die Bedingungen dieser Versorgung im Rahmen von Konventionen zu verhandeln. Das heute existierende System mit einer obligatorischen und automatischen Konvention für alle Ärzte, gebunden an einen willentlich mangelhaften Leistungskatalog und dessen unzureichende Finanzierung seitens der CNS, ist jedoch so nicht mehr tragbar. Will es doch die Ärzte zu einfachen Dienstleistern, man könnte auch sagen zu willfähigen Handlangern, degradieren, die eine Medizin exekutieren sollen, die von Bürokraten mit Blick auf die Finanzen des Systems festgelegt wird.

Das Ziel einer intelligenten und anpassungsfähigen Konvention zwischen Krankenversicherung und Ärzteschaft muss sein, die versicherte Bevölkerung, gemäß den Bestimmungen der Sozialgesetzgebung, in den Genuss einer möglichst breiten Gesundheitsversorgung kommen zu lassen. Das Ausmaß dieser Gesundheitsversorgung kann der Staat durch die Zahl der Leistungen und die Höhe der Kostenerstattung bestimmen, nicht aber ihren medizinischen Inhalt. Genau das ist im ach so speziellen Luxemburger System aber passiert. Das System hat den medizinischen Fortschritt ausgebremst, aus wirtschaftlichen Gründen und aufgrund einer ebenso falsch verstandenen wie verfehlten Sozialpolitik. Dies steht im krassen Widerspruch zu den Ansprü-

chen eines zukunfts- und prestigeträchtigen Landes, das anderswo nach den Sternen greift und große Dinge geschehen lassen will.

Die einsetzende Digitalisierung wird den nicht aufzuhaltenden medizinischen Fortschritt in naher Zukunft noch dramatisch beschleunigen und die Kluft zwischen unterversorgender CNS-Medizin und tatsächlich möglichen Leistungen signifikant vergrößern. Die herkömmlichen Methoden zur Bestimmung der Wirksamkeit von Behandlungen können mit dem digitalen Fortschritt nicht mehr mithalten, langwierig angelegte prospektive Feldstudien werden von den medizinischen Neuerungen überholt und überrannt.

Der Goldstandard bei der Behandlung vieler Krankheiten, das Nützliche und Notwendige, wie es von CNS und kontrollärztlichem Dienst interpretiert wird, ist nicht viel mehr als eine Ansammlung von Therapien, die sich bewährt haben, keinesfalls jedoch den Anspruch erheben können, die bestmögliche Behandlung für den individuellen Patienten in seiner jeweiligen Situation zu sein. Wenn Politiker also, im Namen des Staates, ihren Wählern und versicherten Bürgern eine allumfassende Gesundheitsversorgung ohne Grenzen und auf der Höhe des medizinischen Fortschritts versprechen und demnach eine gesetzliche Krankenversicherung nach den Prinzipien einer Privatversicherung anbieten wollen, müssen sie zwingend die Finanzierung des Systems diesem Versprechen anpassen. Dies ist allerdings nicht mit den Prinzipien einer solidaritätstragenden Krankenversicherung, die anders als die Privatversicherer nicht mit Kapitaldeckungsverfahren und Risikoprofilen arbeitet, vereinbar.

Das System hat solange funktioniert, wie der medizinische Fortschritt noch berechenbar war und die Ärzte kompensiert haben, indem sie sich jenen Fortschritt trotz mangelhaftem Leistungskatalog durch vergleichbare Leistungen haben honorieren lassen. Für ihre Patienten. Diese unbefriedigende und juristisch fragwürdige Situation ist nicht länger hinnehmbar. Die Gesundheitslüge muss entlarvt und der breiten Bevölkerung erklärt werden. Die Politik muss in diesem Wahlkampf Farbe bekennen und ihren Wählern darlegen, wie die gesetzliche Krankenversicherung morgen Grund-, Regel- und Notversorgung bezahlbar mit dem medizinischen Fortschritt in Einklang bringen will.

Als Ärzte fordern wir alle Möglichkeiten zur Ausübung einer Medizin auf der Höhe des medizinischen Fortschritts im Interesse aller Patienten. Fortschrittliche Medizin und ein gesicherter Zugang zu moderner medizinischer Versorgung müssen sich nicht ausschließen, im Gegenteil. Es bedarf allerdings anderer Regulierungsmechanismen als den heutigen von uns so scharf kritisierten.

Die Konvention, die zwischen CNS und Ärzteschaft besteht, muss neu – und frei – ausgehandelt werden und unserer fundierten Kritik Rechnung tragen. Der medizinische Leistungskatalog muss zügig auf den letzten Stand gebracht und laufend angepasst werden, was implizit eine fortschrittsorientierte Finanzierung erfordert. Deshalb ist eine Reform der Nomenklaturkommission mit ärztlicher Mehrheit zwingend notwendig. Ebenso muss die Steuerung der CNS überarbeitet werden. Gewerkschafts- und Arbeitgebervertreter dürfen keine Gesundheitspolitik und schon gar keine Medizin direkt beeinflussen. Gegenstand dieses Gremiums muss die Rückerstattung der Medizin und des Fortschritts werden, nicht die Einschränkung derselben.

Wenn das spezielle Luxemburger System, im unmittelbaren Umfeld konkurrierender Nachbarländer, morgen seiner versicherten Bevölkerung noch Medizin auf hohem Niveau anbieten möchte, braucht es qualifizierte, motivierte und engagierte Ärzte. Medizin wird von Ärzten gemacht, nicht von Politikern und Bürokraten. Qualitativ hochwertige Medizin ist das Resultat von erstklassigen Ärzten, nicht von Gesetzen, Vorgaben und Anordnungen aus Gesundheits- und Sozialministerien. Die ärztliche Demografie weist aber eine besorgniserregende Entwicklung auf. Einer schnell alternden Kerngruppe, die heute noch die medizinische Versorgung deckt,



Problem Ärztedemografie: Einer schnell alternden Kerngruppe, die heute noch die medizinische Versorgung deckt, fehlt die Nachfolge

fehlt die Nachfolge. Der Mangel an ärztlichem Nachwuchs lässt uns unweigerlich auf eine Gesundheitsmauer zulaufen, und der Aufprall wird früher und heftiger sein als bei der besser bekannten Rentenmauer.

Händeringend werden Ärzte in ganz Europa gesucht. Die Gängelung der Ärzte in öffentlichen Gesundheitssystemen, in denen der Kostenfaktor gegenüber medizinischen Erwägungen überwiegt, hat zu einem dramatischen Rückgang der Ärztezahlen in sämtlichen Ländern geführt. Um diese Entwicklung aufzuhalten und unsere schnell wachsende Bevölkerung im In- und Ausland auch in Zukunft mit kompetenten Ärzten versorgen zu können, müssen wir dringend die Attraktivität des Arztberufes steigern und die angemessene Anerkennung dieses schwierigen und verantwortungsvollen Berufes wiederherstellen. Dazu gehören eine öffentliche wie private Finanzierung der Gesundheitskosten und eine tatsächliche ärztliche Therapiefreiheit im Sinne aller Patienten.

Unter dem Deckmantel der sozialen Gerechtigkeit und des gleichberechtigten Zugangs zu Gesundheitsleistungen wurde über Jahrzehnte politisch-ideologisch motivierte Gleichmacherei in der Luxemburger Sozialpolitik betrieben. Im ganz speziellen Luxemburger System haben wir deshalb heute einen Punkt erreicht, wo Teile der Bevölkerung dem Risiko einer medizinischen Unterversorgung ausgesetzt sind. De facto haben die Sozialminister der letzten Legislaturperioden durch die Gesundheitslüge ein System der Zwei-Klassen-Versorgung eingeführt.

Nehmen wir das allseits bekannte Beispiel der langen Wartezeiten auf MRT-Untersuchungen. Mittlerweile hat jeder begriffen, dass die Zahl an MRT-Apparaten unzureichend für die realen Bedürfnisse der Bevölkerung ist. Dass dieser Mangel an MRT-Apparaten in direktem Zusammenhang mit der Restriktionspolitik der

CNS steht, die Druck auf die jeweiligen Gesundheitsminister gemacht hat, um die Autorisierung weiterer Apparate zu unterbinden, um die zusätzlichen Kosten zu vermeiden, die durch die natürlich steigenden Untersuchungszahlen entstehen würden, wurde bisher nicht öffentlich zugegeben. Dass jene Patienten, die informiert sind und es sich leisten können, zügig, in weniger als einer Woche, im deutschen Grenzgebiet eine MRT-Untersuchung erhalten können, während jene, die diese Möglichkeit nicht haben, mit ihrer Wartezeit und letztlich mit ihrer Gesundheit dafür bezahlen, ist die skandalöse Wahrheit einer vollständig gescheiterten Krankenversicherungspolitik. Die unerhörte Rechtfertigung für dieses Vorgehen war der haltlose Vorwurf – ohne jegliche Beachtung der demografischen Entwicklung und des Fortschritts auf dem Gebiet der Radiodiagnostik – an die Ärzte, übertrieben viele MRT-Untersuchungen zu verschreiben und somit die Gesundheitskosten unnötig hochzutreiben. Jene Patienten, die hierdurch verspätet oder gar zu spät ihre Diagnose erhalten haben, dürften kein Verständnis mehr für solche falschen Argumente haben.

Die Gesundheitslüge muss der Wahrheit über den Zustand unserer Gesundheitsversorgung weichen. Es müssen tiefgreifende Konsequenzen aus den Schlussfolgerungen der Verfehlungen unseres speziellen Luxemburger Systems abgeleitet werden. Als AMMD waren und sind wir bereit, konstruktiv an einer grundsätzlichen Reform unseres Gesundheits- und Krankenversicherungssystems mitzuarbeiten, damit wir auch morgen verantwortungsvoll Medizin von den besten Ärzten auf höchstem Niveau für alle unsere Patienten anbieten können.

Alain Schmit ist Präsident des Verwaltungsrats der Association des médecins et médecins-dentistes (AMMD), Philippe Wilmes ist Mitglied des Verwaltungsrats.



No Metal in this Battle ist eine der Luxemburger Bands, die die diesjährigen *Congés annulés 2018* in den Rotondes in Luxemburg-Stadt eröffnen. Die Jungs spielen eine Mischung aus Jazz-Rock und Post-Punk. Außerdem bei der *Opening Night* am Freitag ab 20.30 Uhr bei einem der angesagten Sommer-Events in Luxemburg dabei: psychedelischer Pop von Forever Pavot aus Frankreich, Elektronisches von Lorenzo Senni aus Italien und Das Radial mit dem Luxemburger Max Tommes, sowie Crop circuit, ein Projekt von Kristian James Horsburgh. B-Moll allerdings: Wo sind die Ladies im *Line up*? In Zeiten, in denen Quoten für Luxemburger Kunst politisch opportun sein sollen, wäre eine faire Geschlechterquote nicht allemal angebracht? Hoffentlich wird bis 24. August, bis dahin geht der Spaß mit Konzerten, Ausstellungen, Filmaufführungen, in Sachen *Diversity* nachgelegt ... schließlich sind die Rotondes steuerlich subventioniert. Das vollständige Programm unter www.rotondes.lu. ik

Sven Becker

Politik



Fir d'Galerie

So also stellt sich das Kulturministerium Partizipation und Debatte vor: Ende Juni auf den Assises culturelles vorgestellt (ohne ihn zuvor den Kunstschaffenden geschickt zu haben), soll alles plötzlich ganz fix gehen und die definitive Version des Kulturentwicklungsplans (Kep) am 27. September ab 14 Uhr im Mamer Kulturzentrum Kinneksbond vorgestellt werden. Vielleicht liegt die große Eile ja daran, dass es mehr Widerspruch gibt gegen ein zentrales Element im Kep, den Arts Council, als von den Verantwortlichen gewünscht? Der Rat soll die gesamte luxemburgische Kultur im In- und Ausland fördern und über Subventionen entscheiden. Am 14. Oktober sind Wahlen; mit dem Plan würden gut dotierte Posten geschaffen. Die Theaterförderung fürchtet in einer zehnteiligen Stellungnahme, die mit dem Council verbundene Zentralisierung der staatlichen Beihilfen werde die künstlerische Vielfalt gefährden und die ohnehin bestehende finanzielle Abhängigkeit Kulturschaffender von staatlichen Beihilfen verstärken. Besser sei es auf mehrere Subventionsmodelle zugreifen zu können, so die Föderation, die zudem eine gerechtere Verteilung der Hilfen verlangt und unterstreicht, dass alle Kulturbereiche von Tanz bis Theater ihre Spezifitäten haben und entsprechend angepasste Finanzierungsmodelle brauchen. Darüber hinaus wiederholt die Föderation bekannte Forderungen, wie die einer Mehrwertsteuer für Kulturschaffende, die Schaffung eines Vollzeitpostens in den kleineren Theatern und mehr. Sie hatte sich in einem früheren Papier für mehr Professionalisierung ausgesprochen und Reflexionspisten vorgelegt. ik

Politik



Heimatliebe verordnet

Der Wind weht von rechts, Populisten haben Aufwind. Darum demonstrieren auch Volksparteien plötzlich ihre Heimatverbundenheit. Besonders eifrig tut dies Erziehungsminister Claude Meisch (DP), der nach einem 20-Jahres-Förderplan für die luxemburgische Sprache ab Juli nächstem Jahr die öffentlichen Schulen des Landes zu einem Tag zur Förderung des Luxemburger Kulturguts aufruft. Das passt zur geplanten Förderquote für luxemburgische Kunst, die im Entwurf des Kulturentwicklungsplans steht, der aus dem ebenfalls DP-geführten Kulturministerium stammt. Bisher erklingt Kritik nur vereinzelt: Die Theaterförderung, Dachverband der Luxemburger Theaterbühnen und Theatervereine, lehnt sie mit Verweis auf die Programmfreiheit und Freiheit der Kunst ab. Aber das mag auch daran liegen, dass Sommerferien sind und bisher viele ihre Stellungnahme zum Kep noch nicht abgegeben haben. Oder sollte die Szene die Vorgabe gut finden? In Frankreich gibt es Förderquoten für französische Kunst, ihre Einführung war allerdings umstritten. Apropos: Außer der Quote für Verwaltungsräte öffentlicher Einrichtungen, zu der sich diese Regierung verpflichtet hat, enthält der Kep keine präzisen Fördermaßnahmen, um die Unterrepräsentanz von Frauen in Kunst und Kultur entgegenzuwirken. ik

Politik



Für Humanismus

Für eine humane und gemeinsame EU-Flüchtlingspolitik im Respekt der Genfer Flüchtlingskonvention, die den Grundsatz der Bewegungsfreiheit im Schengener Raum achtet, sowie gegen die Kriminalisierung von Menschen, die versuchen, anderen Menschen zu helfen, die auf ihrer Flucht in (See-)Not geraten sind, richtet sich ein offener Brief. Zu den ErstunterzeichnerInnen des Zehn-Punkte-Manifests, das unter www.opendiscussion.eu eingesehen werden kann, gehören MusikerInnen wie Serge Tonnar und Cathérine Kontz-Växby, SchriftstellerInnen wie Guy Helmingier und Nathalie Ronvaux, Filmschaffende wie Bady Minck oder Nicolas Blies, Leitende von Kulturinstitutionen wie Suzanne Cotter vom Mudam oder Kevin Muhlen vom Casino, aber auch zahlreiche Personen der Zivilgesellschaft, wie Michel Reckinger von der Handwerkerföderation, der Pâtissier Tom Oberweis, Doktoren und Lehrerinnen, Putzpersonal und Architekten, Journalisten und Wissenschaftlerinnen. Außer dem Brief sind ab dem Herbst Aktionen geplant, um insbesondere junge Menschen für die Problematik zu sensibilisieren. Treibende Kraft sind in der Flüchtlingsarbeit aktive KollegInnen der Luxemburger Videokünstlerin und Initiatorin des Aufrufs, Karolina Markiewicz, von der Annexe des Lycée technique du centre auf dem Kirchberg. ik

Film



Geldregen

Das Auswahlkomitee des Filmfund Luxembourg hat 29 eingereichte audiovisuelle Projekte analysiert und davon 13 zurückbehalten, auf die nun insgesamt Finanzhilfen in Höhe von 8 945 000 Euro aufgeteilt werden. 160 000 Euro insgesamt werden für Drehbücher vergeben, etwa 10 000 Euro für den geplanten Dokumentarfilm der Luxemburgerin Catherine Richard *Ceux qui écoutent le monde* oder 50 000 für *Henrietta – The Moovine* vom Drehbuchautor Neil Ennever. Den größeren Batzen machen die Zuschüsse für Filmproduktionen mit einem Gesamtumfang von 8,8 Millionen Euro aus, darunter die Fortsetzung der deutsch-luxemburgischen Serie *Bad Banks*, mit dem Regisseur Olivier Kienle und produziert von Iris Productions, die ebenso wie *Les sommet des dieux*, Regisseur: Patrick Imbert, Produktion: Melusine Productions, mit 1,7 Millionen Euro bezuschusst wird. ik



Estival



Popkorn her (oder Eis)!

Kino unter freiem Himmel, zum Beispiel im Innenhof des Kapuzinertheaters oder praktisch im Vorgarten des großherzoglichen Palastes mitten im Herzen der Hauptstadt: Ab Freitag den 27. Juli um 21.30 Uhr startet mit dem Klassiker *The Seven Year Itch* von Billy Wilder die Freiluft-Filmreihe *City Open Air Cinema with Orange*, die von der Stadt Luxemburg in Zusammenarbeit mit der Cinémathèque und Unterstützung von Kinopolis Luxemburg und den Rotondes organisiert wird und die bis zum 4. August dauert. Aktuelle Blockbuster wie der Superheldenfilm *Black Panther* von Ryan Coogler oder Klassiker wie *One Flew Over the Cuckoo's Nest* von Milos Forman sind zu sehen. Wer auf AntiheldInnen steht, der/dem sei der Gang zu den Rotondes nahe dem Hauptbahnhof zur Filmreihe *Freaks and Geeks* empfohlen, wo beispielsweise Wes Andersons *Rushmore* oder *Ghost World* von Terry Zwigoff gezeigt werden. Das ganze Programm unter www.cinematheque.lu. Der Eintritt ist frei. ik

Architektur



Schlendernd lernen

Promenade architecturale heißt der fünf Kilometer lange Rundgang durch Esch-Alzette an diesem Samstag, um 14.30 Uhr, Startpunkt vor dem Escher Rathaus, bei dem Teilnehmende allerlei über Bauten und Baugeschichte in der 773 erstmals schriftlich erwähnten Minnettemetropole kennenlernen können. Ob historische Bauten aus der Zeit des 19. Jahrhunderts, ob Art Déco oder Art Nouveau, das architektonische Erbe der inzwischen fast 30 000 EinwohnerInnen zählenden Stadt ist reichlich und von römischen, deutschen, französische Einflüssen geprägt. Neben der neogothischen Sankt Joseph Kirche, gebaut 1873 durch den Staatsarchitekten Charles Arendt, zählen zu den beeindruckenderen Gebäuden sicherlich das Lycée de garçons, die einstige Industrie- und Handelsschule, die der Escher Architekt Paul Flesch gebaut hat, sowie zahlreiche private Wohnhäuser im Jugendstil und neuere Bauten wie das Friedensgericht am Rathausvorplatz. Interessierte können sich per Mail unter tourisme@esch.lu anmelden oder telefonisch unter 54 16 37. Bitte reichlich Wasser zum Trinken mitbringen, die Hitzewelle soll noch andauern. ik



Rencontres de la Photographie d'Arles

Surexposition

Sébastien Cuvelier

« Pourquoi presque tous vos disciples sont des femmes ? », demandais-je, tandis qu'Alara, vingt-six ans, valse autour d'INRI pour corriger l'arrangement de sa couverture ou lui lisser les cheveux. Elle exécute ses tâches avec une sorte de badinage énigmatique qui me frappe comme du quasi-flirt. « À l'échelle mondiale, j'ai à peu près la même quantité de disciples hommes et femmes, me répond INRI. Mais ici, chez les disciples qui me sont le plus proches, il y a plus de femmes. La vie de disciple leur est peut-être plus naturelle. Regardez ce qui s'est passé il y a deux mille ans : tous mes disciples hommes se sont enfuis et m'ont trahi. Quand j'ai été crucifié, les seules qui sont restées avec moi étaient des femmes ».

Le texte est de Jonas Bendiksen, qui dans son projet photographique *Le Dernier Testament* présenté aux Rencontres de la Photographie d'Arles s'est penché sur sept hommes qui tous prétendent être le Messie redescendu sur Terre. Cette attente est née de l'avant-dernier verset du Nouveau Testament, prophétisant le retour imminent de Jésus Christ : « Oui, je viens bientôt ». Les chrétiens attendent depuis deux mille ans la seconde venue du Christ, annonciatrice de la fin des temps, du jugement des hommes et de l'entrée de l'humanité dans le royaume de Dieu.



Jonas Bendiksen : *The Last Testament*

Pour ce projet aussi passionnant que farfelu, Bendiksen s'est rendu dans les communautés de sept illuminés aux quatre coins du monde, rencontrant notamment Jésus de Kitwe, chauffeur de taxi sans licence dans le nord de la Zambie ; Moses Hlongwane, ancien bijoutier en Afrique du Sud ; Viszarion, ex-agent de la circulation dans la ville sibérienne de Minusinsk ; David Shayler, ancien agent du MI5 ; ou encore le fameux INRI mentionné ci-dessus, installé à côté de Brasília dans un bled renommé Nouvelle Jérusalem. INRI et ses douze disciples (dont neuf femmes) y diffusent la bonne parole via *Youtube*, *Facebook Live* et des vidéos de tubes populaires réenregistrés avec de nouvelles paroles célébrant INRI. On peut découvrir dans la très dense exposition à l'Eglise Sainte-Anne les reprises ultra kitsch de « Toxic » (Britney Spears), « Hotel California » (The Eagles) et « Eye of the Tiger » (Survivor), tandis que chaque néo-messie a droit à sa section richement illustrée et expliquée, avec des textes tirés de l'excellent livre sorti l'an passé chez Gost/Apertura. Une des expositions phares de cette 49^e édition du festival arlésien, par ailleurs en dents de scie cette année.

À la Maison des Peintres, Matthieu Gafsou présente *H+*, un travail de fond sur le transhumanisme, un mouvement qui prône l'usage des sciences et de la technologie afin d'améliorer les caractéristiques physiques et mentales des êtres humains. Des prothèses à la nourriture-médicament en passant par les implants, la cryogénisation ou l'interaction homme-machine, l'exposition montre via des photos froides et peu contextualisées comment notre corps devient un outil personnalisable à loisir, certaines personnes tentant même de se transformer en véritable cyborg.

Le travail de Matthieu Gafsou s'apprécie en bloc, à la lecture des nombreux textes expliquant ce

que l'on voit ou croit voir sur les photos, parfois surdimensionnées. *H+* est à la fois une glaçante photographie de l'état du rapport humain à la technologie et un questionnement sur les suites potentiellement absurdes à y donner. Une réussite conceptuelle. Au même endroit est présentée l'exposition collective turque *Une Colonne de Fumée*, dont la pièce centrale est un mur vidéo réalisé par le projet de journalisme citoyen 140Journos, composé de six télévisions diffusant en boucle une compilation d'images mettant l'accent sur la crise que connaît le pays depuis le début des années 2000. 140Journos a été reconnu par *Time Magazine* comme « le groupe qui est en train de transformer le journalisme en Turquie », de par son mode de diffusion très centré sur les réseaux sociaux. Il fait mouche dans cette installation.

Une des expositions les plus attendues de cette édition était *The Train*, en co-production avec le Museum of Modern Art de San Francisco et focalisée sur le voyage en train entre New York et Washington, D.C. de la dépouille de Robert F. Kennedy le 8 juin 1863, trois jours après son assassinat. Ce moment tragique de l'histoire américaine (cinq ans après l'assassinat de JFK et deux mois après celui de Martin Luther King) replongea les États-Unis dans un climat de choc, d'autant plus

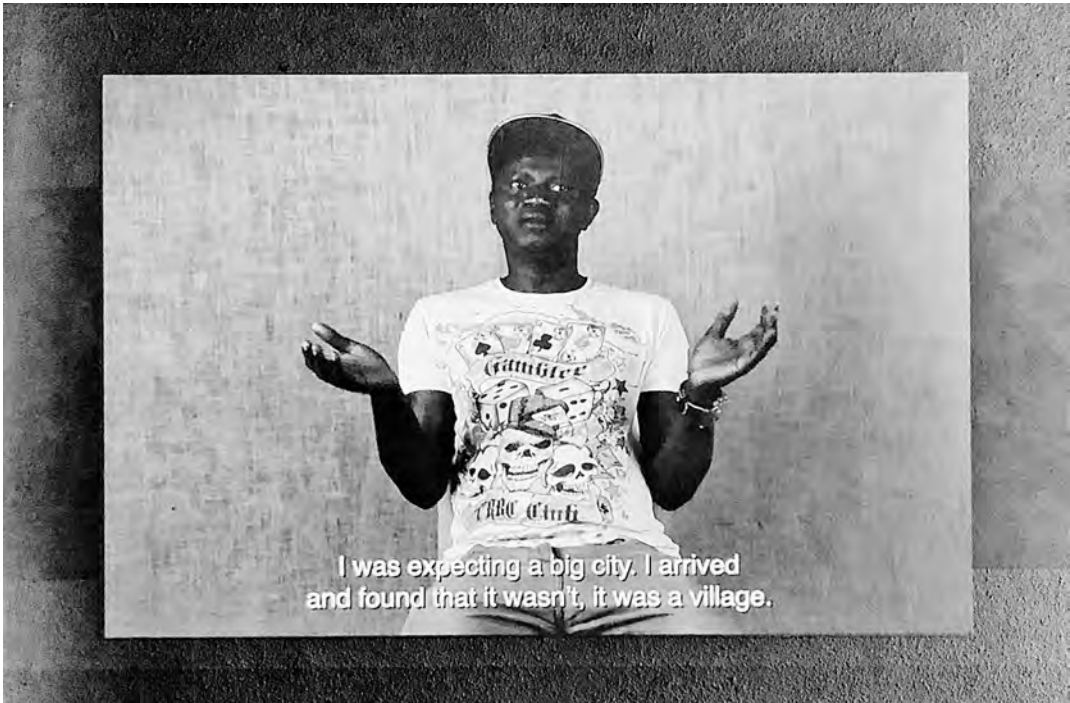
Ses photos exceptionnelles dépeignent un bouleversant portrait de l'Amérique, tel que peu de photographes dans l'histoire ont pu le faire. On y voit des écoliers, des bonnes sœurs, des couples, des familles, des blancs, des noirs, des gens portant des pancartes ou jouant au baseball. Certains sont en hauteur, sur des ponts, des monticules. D'autres au milieu d'un champ ou dans un jardin. La lumière chaude du Kodachrome associée au mouvement du train rend ces images terriblement mélancoliques.

Dans l'exposition *The Train*, les curateurs y associent deux autres artistes : le Néerlandais Rein Jelle Terpstra qui se lança quatre décennies plus tard dans la gigantesque quête de photos et de films amateurs pris par les spectateurs au bord des voies, et le Français Philippe Parreno dont l'œuvre vidéo reconstruit en 2009 le voyage du train, filmé avec une caméra 70 millimètres et mettant en scène des acteurs dans une réinterprétation de cet événement solennel. L'exposition est intéressante de par la conjonction de ces trois angles, mais les photos de Fusco sont tellement fortes qu'elles phagocytent le propos, rendant les deux autres projets presque anodins.

La belle surprise du festival n'est néanmoins ni Raymond Depardon, ni Robert Frank, ni même Paul Graham, trois monstres de la photographie montrés à Arles, mais un jeune Chinois nommé Feng Li, lauréat du Prix découverte l'an passé et exposé à la Maison des Lices sous le titre *Nuit Blanche*. On y voit à travers ses yeux malicieux le spectacle surréaliste de Chengdu, ville banale de la Chine d'aujourd'hui.

Le titre de l'exposition rappelle l'activité continue d'un pays où les chantiers ne s'arrêtent jamais et les bars ferment tard, mais fait aussi référence au flash, la lumière blanche dont Feng Li use et abuse pour mettre en lumière ces personnages insolites et ces situations irréelles, autant de rencontres fortuites avec le casting improbable de la réalité. À la manière d'un Martin Parr nocturne, il épingle vieilles dames en fausse fourrure, SDF en errance, hommes en sang ou starlettes en minijupe, chacun contribuant sans le savoir à la grande fiction de la vie ordinaire chinoise. Mais le coup de maître du festival, c'est d'avoir offert à Feng Li une bien nommée carte blanche pour photographier les rues d'Arles pendant la semaine d'ouverture. Les clichés récoltés journalistiquement prennent la forme d'une exposition organique à Croisière, sous forme d'un reportage décalé, sorte de fil Instagram collé sur les murs d'un des points névralgiques des Rencontres.

Toujours à la Maison des Lices, on aura découvert la vidéo hallucinante de Guo Yingguang, autre artiste chinoise mettant en lumière l'âge comme principal critère déterminant la valeur des femmes en Chine, où les plus de 27 ans sont surnommées « les femmes qui restent ». La vidéo, remarquable, est filmée en caméra subjective dans un parc de Shanghai et montre la réaction



Patrick Willocq : *Mon histoire, c'est l'histoire d'un espoir*

Les Rencontres d'Arles proposent un panorama du meilleur de la photographie contemporaine, mais aussi un peu trop de travaux peinant à convaincre

des personnes (souvent les parents d'un homme à marier) à la petite annonce posée au-dessus d'elle, dans laquelle elle a volontairement omis d'indiquer son âge. On reste bouche bée devant ce spectacle digne de la pire télé-réalité, mais bien réel.

Dans les nombreuses expositions proposées aux quatre coins de la cité arlésienne, on retiendra également le beau projet de Patrick Willocq sur l'arrivée de cinquante demandeurs d'asile dans le petit village de Saint-Martory, en Haute-Garonne, ou encore les touchants clichés de Jane Evelyn Atwood dans le Pigalle des années 1970, mises en regard des images de Joan Colom dans le Barrio Chino barcelonais des années 1990. Des petits formats où il faut s'approcher et ob-

server pour saisir tous les détails d'une époque (quasi) révolue.

Enfin, le dernier travail qui mérite de braver l'oppressante chaleur de l'étage du Monoprix où il est montré, est l'exposition encyclopédique d'Olga Kravets, Maria Morina et Oksana Yushko intitulée *Grozny : neuf villes*. Vu la richesse du contenu, on vous conseille néanmoins d'investir dans le livre, lauréat du Dummy Award 2017 et sans doute le meilleur exemple du genre depuis *The Sochi Project* de Rob Hornstra et Arnold van Bruggen. Les images du projet, prises entre 2009 et 2018, forment une réflexion autour des nombreux aspects du drame humain que constitue la guerre, à travers neuf spectres, neuf aspects de la vie en Tchétchénie, neuf villes dans la ville : les hommes, les femmes, les étrangers, les familles ordinaires, le pétrole, la religion, la guerre, l'ancienne ville et l'ascension au pouvoir du terrifiant Ramzan Kadyrov, qui proclame notamment : « Je veux faire en sorte que la république soit plus islamique que les islamistes ».

Les Rencontres d'Arles proposent comme à leur habitude un panorama du meilleur de la photographie contemporaine, mais aussi un peu trop de travaux peinant à convaincre. Les nouveaux lieux apportent certes un vent de fraîcheur patrimoniale mais pas toujours physique, la chaleur étant par endroits accablante. Globalement, l'édition nous paraît moins percutante qu'en 2017, plus dispersée, et on y sent plus qu'avant l'influence des professionnels de l'image (galeries, éditeurs) jusque dans le prix du livre photo-texte, attribué cette année à un ouvrage, *War Primer 2* d'Adam Broomberg et Olivier Chanarin, publié originellement en... 2011 et vainqueur du prix Deutsche Börse en 2013 ! Un faux-pas inhabituel pour la grande messe mondiale de la photo, qui fêtera son demi-siècle d'existence en 2019.



140Journos : Compilation vidéo en six chapitres

Cinémasteak

Un amour propriétaire

En 1984 paraît *L'Amant*, de Marguerite Duras (1914-1996). Quelques mois plus tard, l'écrivaine se voit décerner le prestigieux Prix Goncourt, une récompense jadis convoitée qu'elle n'avait cependant jamais obtenue. Les tirages en librairie s'envolent, tandis que les diverses traductions du livre permettront à la romancière d'accéder à une renommée internationale.

Fort de son adaptation réussie du *Nom de la rose* (1986), d'après l'œuvre éponyme d'Umberto Eco (1980), Jean-Jacques Annaud, le plus américain des réalisateurs français (avec Luc Besson, *of course*), entend bien récidiver avec le roman autobiographique de Marguerite Duras. Mais ce choix s'avère délicat, tant la romancière entretient une relation fusionnelle avec ses écrits. Quitte à se montrer parfois intraitable avec les metteurs en scène ayant osé s'approprier ses récits. René Clément fut en 1958 le premier à s'y coller (*Barrage contre le Pacifique*), suivi de Peter Brook (*Moderato Cantabile*, 1960) et de Tony Richardson (*Le Marin de Gibraltar*, 1968).

En 1992, Jean-Jacques Annaud réalisait *L'amant*, une adaptation du roman autobiographique de Marguerite Duras



Tony Leung Ka-fai et Jane March

Décue de ces adaptations, Marguerite Duras s'en chargera elle-même à partir des années 1970. Un passage derrière la caméra expérimental dont on retiendra surtout deux fulgurations poétiques : le lancinant *India Song* (1975), où Delphine Seyrig et Michael Lonsdale tanguent sur une musique de Carlos d'Alessio, et *Les Mains négatives* (1979), chant auroral où les rues de Paris sont transformées en cavernes magdaléniennes. Enfant malicieuse, Duras prend le contre-pied de ses prédécesseurs masculins en livrant une œuvre cinématographique non-narrative vouée à une distribution confidentielle en salle.

Encouragé par le producteur Claude Berri, Jean-Jacques Annaud ne se dégonfle pas et entame, avec son scénariste attitré (Gérard Brach), l'esquisse d'un scénario. Les deux hommes se rendent à Saïgon, sur les lieux où a grandi l'écrivaine, à l'époque où la ville appartenait encore à l'empire colonial français. Ils photographient la population, les lieux où se déroule l'histoire (le lycée Chasseloup-Laubat), puis recherchent longuement les deux interprètes du film. Le rôle de l'amant est confié à un acteur chinois, le bellâtre Tony Leung Ka-fai, et celui de la jeune fille éprise sexuellement à Jane March, dont la ressemblance physique avec les portraits de jeunesse de la romancière est remarquable. Jeanne Moreau, qui jouait face à un Gérard Depardieu débutant dans *Nathalie Granger* (Marguerite Duras, 1972), prête sa voix au film de Jean-Jacques Annaud. Avant d'interpréter Duras en personne dans *Cet amour-là* (2001) de Josée Dayan.

La romancière, elle, boude en voyant son histoire lui échapper, et finit donc par se désolidariser du travail accompli par le cinéaste français. La sortie en salle de *L'Amant* (1992) sera court-circuitée par la publication de *L'Amant de la Chine du Nord* (1991), réécriture cinématographique de *L'Amant* chéri de Duras. Loïc Millot

L'Amant (vostf, 115 mn.) de Jean-Jacques Annaud est projeté le vendredi 27 juillet à 18.30 heures à la Cinémathèque de la Ville de Luxembourg, Place du Théâtre.

Cinéma

À contre-sens

Loïc Millot

Quentin Dupieux, alias Mr. Oizo, n'en finit pas de renaître. Après quatre longs-métrages tournés en Californie, le cinéaste s'est décidé à rentrer en France, à Paris, où il travaille désormais depuis plus d'un an. Un retour fécond et inspiré, comme l'atteste le tournage rapproché de deux films : *Au poste !* (2018) vient de paraître en salles, tandis que le second, intitulé *Le Daim*, avec Jean Dujardin dans le rôle principal, est actuellement en cours de montage. Aux commandes, Quentin-le-magicien cumule

avec maestria les fonctions de monteur, scénariste, compositeur et chef-opérateur. Pour orchestrer une folie douce que l'on rencontre trop rarement au cinéma depuis la disparition de Jacques Tati et de Luis Buñuel.

Dans *Au poste !*, sa nouvelle comédie policière, Dupieux poursuit le filon burlesque qui l'a fait connaître du grand public (*Steack*, 2007). Un parti pris esthétique devenu depuis la signature de l'artiste, selon une recette bien éprouvée au



Benoît Poelvoorde dans le rôle de Buron, flic particulièrement pointilleux

Littérature autrichienne

Viennoiseries

Lucien Kayser

Il y aura du monde, c'est sûr, mais pourquoi ne pas passer dans ce moment de vacances un peu de temps dans la capitale autrichienne. Ce ne sera pas de tout repos, Elfriede Jelinek dans le scénario qui date des années 1980 pour un film qui faute de moyens n'a jamais été tourné, nous entraînant dans une affaire d'amour et d'espionnage pendant la guerre froide, Hanno Millesi nous enfermant avec ses protagonistes dans les salles de musée au moment d'un attentat. Mais il y a la qualité des deux écrivains, et puis on succombera volontiers à la ville, très présente de multiples façons, pour sa « Wurschtigkeit » selon Jelinek, et il faut se garder de traduire, son « Schmäh », de même, pour les « Alte Meister » (disait Thomas Bernhard) du Kunsthistorisches Museum, cette visite et son tour inattendu selon Millesi.

D'abord, Vienne donc, et les espions qui y pululaient à la limite des régimes, rejetés là ou revenus après la Deuxième Guerre mondiale. Tel Andrzej, un juif polonais communiste qui, on l'apprend de suite, fait du trafic de matériel électronique pour l'autre Allemagne ; il a de l'allure, et malgré son âge, peut-être même qu'il y est

pour quelque chose, fait chavirer le cœur et la vie de la jeune Lisa, arrachée à ses études théâtrales et à son camarade d'université Klaus, dans la situation racinienne d'un amour non réciproque. Il faut dire que le jeunot n'a pas la même prestance, le même culot (jadis ça ne s'appelait pas encore harcèlement). Il y a quelque chose de triste quand les deux étudiants se rencontrent au Naturhistorisches Museum, Jelinek souligne, dans la « Schmetterlingssammlung » : Lisa avoue avoir peur, l'autre manque de force.

On n'est pas surpris du dénouement, du meurtre de Lisa, qui aimait tant et se sent trahie ; c'est avec de la froideur, « eiskalt ausser sich von dieser Form von äusserster Missachtung », quelle tue Andrzej à coups de ciseaux. Voilà pour notre trio, mais il est l'autre personnage, Vienne justement, avec son monde cosmopolite, « unverwechselbare Stadt... die als einzige in Westeuropa noch nicht amerikanisiert ist », ce qui valait peut-être à l'époque, avec un premier district érigé en secteur international alors que les quatre forces occupantes se partageaient les autres 21 districts.

Logiquement, *Eine Partie Dame* (Verbrecher Verlag) fait la part belle aux dialogues. Elfriede Jelinek s'en donne à cœur joie, par exemple quand Lisa et ses collègues discutent à la sortie du Burgtheater : « Das ist klar, dass der überhaupt kein Konzept hat. Alles, was er macht, sind Effekte, die er oben draufsetzt. Er kommt nicht vom Text her ; Gags, sonst kann er nichts. Mätzchen. » De quelle pièce peut-il bien s'agir, de quelle mise en scène ?

Changement de décor, on passe au Kunsthistorisches Museum pour suivre deux adultes et quatre enfants, pas sûr que ce soit une famille. Leur visite et la nôtre sortent de l'ordinaire, les toutes premières lignes l'annoncent : « Vornehmen Wächtern vergleichbar flankierten zwei mächtige Türflügel den Übergang von einem Raum in den nächsten... » Les enfants non plus ne sont pas communs, et devant les quatre fleuves auxquels Rubens rapporte *Die vier Weltteile*, titre du roman paru à l'édition Atelier, on est tenté de différencier les gosses selon les quatre tempéraments. En temps normal, les adultes auraient déjà leur mal, les contenir ou les suivre dans

Quentin Dupieux formule un cinéma de l'absurde, nourri aux Monty Python et au théâtre de Beckett

fil des années : des répliques décalées prenant pour objet le langage lui-même, et une histoire invraisemblable servie par de célèbres comiques – le duo formé par Éric et Ramzy dans *Steack*, Alain Chabat dans *Réalité* (2015), et maintenant Benoît Poelvoorde dans le rôle de Buron, le flic particulièrement pointilleux. Sa victime, Louis Fugain, est un personnage digne d'un roman de Kafka. C'est l'innocent que l'on suspecte être l'auteur d'un crime (à tort ou à raison, on ne sait pas), campé par l'humoriste du *Palmashow*, Grégoire Ludig. D'autres acteurs issus d'horizons divers viennent compléter la bande : Marc Fraize (le policier borgne), le rappeur Orelsan (le fils de Buron), ou encore Anaïs Demoustier (la femme du policier borgne).

Au poste ! constitue le premier huis-clos de Quentin Dupieux. Pendant trois semaines, le réalisateur et son équipe se sont installés place du Colonel-Fabien, dans les bureaux du Parti communiste français où a été confectionné le décor du commissariat. Les néons, comme la salle d'interrogatoire où se fixe le huis-clos, contrastent avec la lumière naturelle et les grands espaces que l'on rencontrait dans ses longs-métrages californiens. La nuit, enfin, fait son entrée dans cet univers surréalisant.

Ce sont-là autant d'éléments de rupture qui marquent la « nouvelle » carrière du réalisateur en France. Tout en multipliant les références au cinéma de genre des années 1970 – la présence désuète d'une machine à écrire évoquant par exemple *Le Magnifique* (1973) de Philippe de Broca –, Dupieux formule un cinéma de l'absurde, nourri aux Monty Python et au théâtre de Beckett. Son premier long-métrage, *Nonfilm* (2001), semble répondre à l'unique film réalisé par le dramaturge irlandais (*Film*, 1965). À l'instar de René Magritte, le compatriote de Poelvoorde, Dupieux joue de la polysémie des mots et des images. Du poste de radio au poste de police, de la pièce où se déroule l'interrogatoire de Fugain à la pièce de théâtre où fugue en dernier lieu le récit (un clin d'œil bien venu à Buñuel), une curieuse filiation lie le cinéma de Dupieux à la peinture de Magritte et au théâtre de Beckett.

leurs fantaisies, et là, d'un coup, la rumeur circule d'un attentat à l'entrée ; ils sont coincés à l'étage, il faut occuper les enfants et empêcher qu'ils apprennent la nouvelle.

Et c'est le défilé, d'une salle à l'autre, des chefs d'œuvre, des madones, des saints aux martyrs, au crucifié, de Raphaël et du Titien à Vermeer, et les enfants de rentrer carrément dans les peintures, et Hanno Millesi de la sorte de jeter un coup d'œil inédit, surprenant sur l'histoire de l'art. Il s'y connaît, cet ancien assistant de Nitsch, pour effacer les frontières entre l'imaginaire et le réel, l'art et le drame à l'extérieur, le passé et le présent, « umgeben von lauter gemalten, zu ewiger Geduld verurteilten Figuren, beschlich mich das Gefühl, das, was auf dem Platz vor dem Museum

verarbeitet werde, sei im Grunde bereits vorbei, jedoch noch nicht zur Genüge ausgekostet, das Bild noch nicht ausreichend eingepägt. »

Est-ce à son turban qu'on reconnaît le malfrat, et que dire de toutes ces femmes dénudées ? Autant de questions, de moments, où les deux adultes risquent de perdre pied. « Ist ein Museum so etwas wie eine Kirche ? », pas facile non plus de répondre. Une chance, on trouve la sortie, les pictogrammes d'un ascenseur ont pris la relève, pour le lecteur, pas question toutefois d'oublier le guide Hanno Millesi, « ausserdem begriff ich, dass, ganz egal, ob es sich heute um einen Sonn- oder Feiertag handelte, keiner von uns würde behaupten können, der Besuch dieses Museums wäre umsonst gewesen ».



Hanno Millesi et Hermann Nitsch

Lieux de culture (2)

Le génie de la Bastille

Marianne Brausch

La clé J'ai rencontré Antoine de Galbert une fois, sur *Arte* en 2016, dans une fiction filmée par Jean Rochefort (on peut retrouver *C'est incongru, vous ne trouvez pas ?*, diffusé dans l'émission « Square Artiste » sur *Youtube*). Une histoire délicieusement improbable entre un cordonnier, plus porté sur les chaussures de femmes et leurs propriétaires que sur l'art contemporain, et un collectionneur et mécène, qui ouvre la Fondation Antoine-de-Galbert voici quatorze ans, boulevard de la Bastille. L'ancien galeriste, qui acquit beaucoup, beaucoup de pièces en utilisant sa part d'héritage d'une famille d'industriels de l'agro-alimentaire, a fait profiter les visiteurs de ce qu'il faut bien appeler le meilleur de l'art contemporain (ce terme est utilisé ici pour désigner l'art actuel), moderne (l'art du XX^e siècle) et intemporel (antropomorphique) de collectionnes privées.

De 2004 à aujourd'hui, les expositions n'ont jamais été éreintées ou même critiquées ou alors peut-être seulement juste égratignées par des journalistes culturels qui savent pourtant se montrer féroces. Dans l'historiette de Jean Rochefort, Antoine de Galbert donc – un homme, peu bavard, au regard presque indifférent ou simplement un peu lunaire – apportait lui aussi des chaussures à ressembler et oubliait une clé, une vraie grosse clé, étiquetée « Maison rouge ». Une fois son rideau de fer baissé, intrigué autant par ce mystérieux «Sésame ouvre toi » que par la mine du client, qui était revenu une deuxième fois avec une seule chaussure, le cordonnier se mettait en route dans le Paris nocturne et finissait par trouver la Maison rouge grâce à sa rougeoyante enseigne au néon.

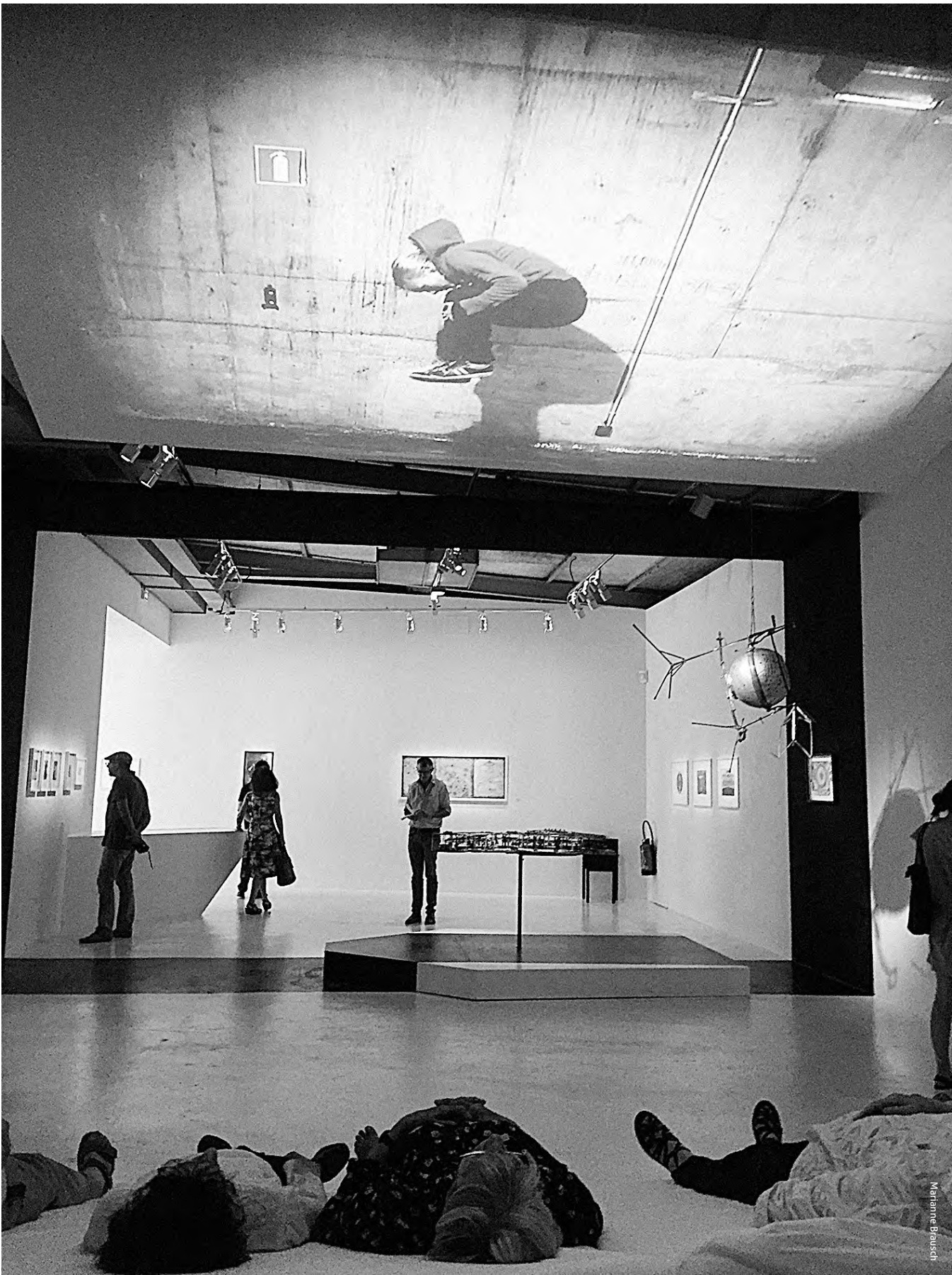
La porte – coulissante – tout d'abord restait close, puis s'ouvrait et le cordonnier, inquiet mais curieux entrait, visitait l'expositoin du moment, *Fatum*, l'air un peu goguenard de celui qui est peu habitué à voir ce qu'il voyait. Les dessins au crayon de Jérôme Zonder, il faut le dire, font partie des plus dérangeants que j'ai vus moi aussi ces dernières année, avec, à notre époque de politiquement correct, ces enfants dans des situations de violence provoquée ou subie et le dessin agrandi de la petite photo prise depuis le four crématoire d'Auschwitz, des femmes hongroises, nues, dans le petit bois de bouleaux. Le cordonnier devise aussi à une table de la petite cafétéria sur un mode surréalistes avec une jeune femme (« je suis d'origine norvégienne », dit la blondinette), qui tient à la main une bouteille d'eau (rouge), et pour finir, ressort. Antoine de Galbert l'attend sur le trottoir et lui offre de garder la clé.

Y aller Aller à la Maison rouge, c'était quelque chose ! Moi aussi, j'en ai cherché le chemin. Je ne me souviens plus de la première fois. Mais de toutes les fois après, pour voir, tant que faire se peut, chaque exposition. Car, comme beaucoup de gens, par le truchement du bouche à oreille et quelques articles qui donnaient envie dans les journaux, je retrouvais le chemin de la Maison rouge encore et encore.

Sortant du métro Bastille, s'ensuivait une longue marche à pied le long du boulevard du même nom. Une allée ingrate, dans ce vieux quartier industriels le long du port de l'Arse-nal, où les péniches habitées ont remplacé les bateaux et leur cargaison de marchandises. On passait devant des façades disparates, sans grâce : quelques magasins de robinetterie pour salles de bain, des parqueteries survivent là, un centre religieux ésotérique s'est installé, l'immeuble chic de la RMN (Réunion des musées nationaux) récemment, flambant neuf et un peu prétentieux. Quelques cafés où parfois j'ai bu en terrasse après avoir vu une exposition, ont profité de la soif des visiteurs de la Maison rouge. Mais aucun n'a viré au style clinquant de ceux de la Place de la Bastille. Récemment, je suis devenue plus paresseuse. J'avais retenu la proximité du métro quai de la Rapée plus proche, dans un no man's land à forte odeur d'urine, pas encore nettoyé par les urbanistes du Paris uniformisé.

Fétiche Si ce n'est par oubli, je n'ai jamais gardé de manière ostentatoire, collée sur ma chemise, la petite étiquette qu'on vous donnait en guise de ticket d'entrée. Un « m » et un « r » fusionnés, rouge flashy sur fond violet. J'étais, et le public de la Maison rouge, sans qu'on ait à se montrer ce signe de reconnaissance de l'entre soi, des invités d'Antoine de Galbert, une décennie et demie durant, qui partagea avec nous le meilleur des arts plastiques.

Les expositions avaient à voir avec ce qui nous occupe tous, consciemment ou pas : la vie, la mort, le temps qui passe, l'inexpliqué ou l'explicable peut-être, le beau, le surprenant, les associations d'idées et de choses, l'ésotérique, l'obsessionnel, le manque, et cetera. Ce n'était jamais futile, clinquant, de mauvais goût. La Maison rouge fermera en octobre. Je n'ai pas gardé la petite vignette non plus cette dernière fois, en souvenir. Il m'a par contre semblé que les visiteurs



Vue sur *L'Envol ou le rêve de voler*, exposition actuelle dans la Maison rouge



Photo d'Andres Petersen, exposition collection Marin Karmitz

de la dernière exposition, *L'envol, ou le rêve de voler*, étaient encore plus attentifs que d'habitude et aussi silencieux que moi. Leur, mon fétichisme, c'était se concentrer sur ce qu'ils voyaient et en profiter à plein, encore une fois. Eux et moi, en parcourant les anciens espaces de la petite usine devenue salles d'exposition autour de la maison peinte en rouge, on était conscients qu'on était en train de perdre un privilège...

Pour toujours Je ne me souviens plus quand j'ai vu « ma » première exposition à La Maison rouge. La présente évocation n'est d'ailleurs pas faite pour ça. Pour se souvenir, on pourra retrouver l'ensemble des expositions de 2004 à aujourd'hui, qui ont été montrées au rythme de trois à six par an sur le site Internet de La Maison rouge (rubrique « Archive ») ou, acheter encore à la librairie, qui va fermer aussi, pour les feuilleter plus tard chez soi, les catalogues qui ont accompagné les expositions. On pourra aussi taper « La maison rouge » ou « Antoine de Galbert » dans le moteur de recherche du *Monde* (par exemple) et lire une flopée d'articles ou écouter les cinq entretiens que *France Culture* (émission « À voix nue ») lui a consacré, en podcast. C'est à écouter hors du temps, comme les battements de cœur que j'ai enregistrés à l'exposition *Les archives du cœur* de Christian Boltanski, conservées désormais sur une île au large du Japon.

Être un collectionneur J'aimais beaucoup m'asseoir dans le petit espace clos de la Maison rouge, à regarder des films d'artistes entourée de la collection de coiffés du Brésil et d'Afrique d'Antoine de Galbert. Je crois que ce sont les pre-

Aller à la Maison rouge, c'était quelque chose ! Les expositions avaient à voir avec ce qui nous occupe tous, consciemment ou pas : la vie, la mort, le temps qui passe, l'inexpliqué ou l'explicable peut-être

miers objets qu'il a collectionnés. Je sais aussi que je me suis dit en voyant la collection Walther (*Après Eden*), que j'aurais voulu avoir celle-là, intégralement. Etre une collectionneuse moi aussi, comme David Walsh (*Théâtre du Monde*) et Giuliana et Tommmaso Setari (*Retour à l'intime*). Cette envie là ne m'a jamais prise à Venise au Palazzo Grassi et à la Douane de Mer. Parce qu'Antoine de Galbert est un collectionneur mais pas un faiseur d'artistes et surtout de leur cote sur le marché de l'art.

Quelques souvenirs sensibles J'ai aimé les artistes « de l'art brut », qui ont été montrés à la Maison rouge (Henry Darger, Louis Soutter, Eugen Gabritschewsky entre autres). Antoine de Galbert a donné à la production de ces hôtels d'asiles d'aliénés (j'utilise à dessein le terme de l'histoire hospitalière), un statut que la classification de l'histoire de l'art ne s'autorise pas.

C'est au même titre que j'ai aimé Hélène Delprat et ses œuvres déjantées (*I did it my Way*), transposition libre d'une immense culture livresque, visuelle. Et je me souviens, parmi les dernières expositions – mais ce n'est pas seulement parce qu'elle est encore proche dans le temps que je m'en souviens aussi bien – que Marin Karmitz a montré, à travers des photographies de sa collection du terrible XX^e siècle, avec ses exactions, ses déviations, sa violence, que *L'Étrange résident* (titre de l'exposition) aimait quand même l'humanité. Ce qui va très bien aussi me semble-t-il à Antoine de Galbert, d'après ce qu'il en a donné à voir à la Maison rouge. Je dis, merci.

L'exposition *L'Envol ou le rêve de voler*, curatée par Antoine de Galbert, à La Maison rouge, dure encore jusqu'au 28 octobre prochain. Ouvert du mercredi au dimanche de 10 à 18 heures. 10, boulevard de la Bastille, Paris 12^e. www.lamaisonrouge.org



Œuvre d'Hélène Delprat



Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 06.09.2018
Heure : 10.00 heures

Lieu:
Le Fonds Belval
1, avenue du Rock'n'Roll
L-4361 Esch-sur-Alzette
Tél. : +352 26840 1
Email : soumission@fonds-belval.lu

Section II : Objet du marché

Description succincte du marché :
Soumission relative aux travaux de menuiserie intérieure portes métalliques dans l'intérêt du Bâtiment Laboratoires aile Nord à Esch Belval.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Dossier de soumission à télécharger gratuitement sur le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Les conditions de participation sont précisées au cahier des charges.

Réception des offres :
La remise électronique des offres sur le Portail des marchés publics est autorisée pour cette soumission. Les offres portant l'inscription « Soumission pour... » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les date et heure fixées pour l'ouverture.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
23.07.2018

La version intégrale de l'avis n° 1801142 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Poste vacant

Ministère de l'Éducation nationale, de l'Enfance et de la Jeunesse

Le Service national de la jeunesse se propose d'engager

un(e) employé(e) A1

à 30 heures/semaine et à durée indéterminée.

Les candidat(e)s au poste d'employé(e) doivent être titulaires d'un grade ou diplôme délivré par un établissement d'enseignement supérieur reconnu par l'État du siège de l'établissement et

sanctionnant l'accomplissement avec succès d'un master en pédagogie, en psychologie ou de son équivalent.

Le poste se situe dans le cadre du développement d'outils pédagogiques pour BEE SECURE. Les tâches y relatives peuvent être consultées à l'adresse internet suivante : <http://postes-vacants.men.lu/>

Les candidat(e)s auront une connaissance adéquate des langues luxembourgeoise, française, allemande et anglaise. Ils (Elles) maîtriseront par ailleurs les outils informatiques usuels.

Une première sélection sera faite sur base des dossiers.

Les candidatures accompagnées d'un curriculum vitae, d'une copie du diplôme requis ainsi que d'une photo récente sont à envoyer à
Monsieur le Directeur du Service national de la jeunesse
B.P. 707
L-2017 Luxembourg
pour le 3 août 2018 au plus tard.

Ministère du Développement durable et des Infrastructures
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 12.09.2018
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Administration des bâtiments publics
10, rue du Saint-Esprit
L-1475 Luxembourg

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Travaux de gros œuvre à exécuter dans l'intérêt de la construction d'un internat socio-familial à Dudelange.

Description succincte du marché :
– Terrassement : 2 200 m³ ;
– Micropieux DN 200 prof. 15 m : 48 pces ;
– Bétons : 450 m³ ;
– Étanchéité : 410 m² ;
– Maçonneries : 1 200 m² ;
– Aménagements extérieurs : 1 300 m².
La durée des travaux est de 120 jours ouvrables à débiter au courant du 2^e semestre 2018.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).
Il ne sera procédé à aucun envoi de bordereau.
La remise électronique est autorisée.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :

Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions.

Réception des offres :
Les offres portant l'inscription « Soumission pour les travaux de gros œuvre dans l'intérêt de la construction d'un internat socio-familial à Dudelange » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les date et heure fixées pour l'ouverture.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
23.07.2018

La version intégrale de l'avis n° 1801147 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Vacances de postes

Le Ministère de la Justice

se propose de recruter avec effet au 15 septembre 2018

le Directeur et le Directeur adjoint de l'Administration pénitentiaire (M/F)

sous le statut du fonctionnaire de l'État (fonctions dirigeantes).

Les demandes avec lettre de motivation, curriculum vitae et copies des diplômes sont à adresser pour le 31 juillet 2018 au plus tard à
Monsieur le Ministre de la Justice
13, rue Erasme
L-2934 Luxembourg.

Les renseignements relatifs aux profils des deux postes et aux exigences particulières peuvent être consultés sur le site www.govjobs.lu.

Tout renseignement supplémentaire peut être demandé à Monsieur Luc Reding par téléphone (+352) 247-84555 ou par email luc.reding@mj.etat.lu.

Poste vacant

L'Ambassade du Grand-Duché de Luxembourg à Bangkok

désire recruter

1 employé(e) (m/f) recruté(e) sur place.

Poste à temps plein à raison de 40h/semaine.

Profil demandé :
– Études secondaires ou équivalentes accomplies ;
– Expérience(s) préalable(s) de secrétariat souhaitée(s) ;
– Excellente maîtrise des langues française, anglaise et thaïe, langue luxembourgeoise considérée comme un avantage ;
– Sens de l'initiative et aptitude à travailler de manière indépendante au sein d'une équipe motivée ;
– Maîtrise parfaite du travail sur ordinateur (Microsoft Office).

Les candidatures sous forme de lettre de motivation, munies d'un curriculum vitae, de copies des diplômes et d'une photo d'identité sont à adresser pour le 10 août 2018 au plus tard au
Ministère des Affaires étrangères et européennes
Direction des finances et des ressources humaines
9, rue du Palais de Justice
L-1841 Luxembourg,
ou à envoyer à l'adresse e-mail : tina.herber@mae.etat.lu.

Pour tout renseignement supplémentaire, les candidat(e)s intéressé(e)s vou-

dront prendre contact au numéro de téléphone : 247-72418 (Tina Herber).

Vacance de poste

La Direction de la Santé

se propose de recruter

un médecin chef du service environnement (M/F)

à plein-temps et à durée indéterminée sous le statut du fonctionnaire de l'État.

Les demandes avec lettre de motivation, curriculum vitae et copies des diplômes sont à adresser pour le 31 août 2018 au plus tard à
Dr Jean-Claude Schmit
Directeur de la santé
Villa Louvigny
Allée Marconi
L-2120 Luxembourg.
Les renseignements relatifs au profil de poste et aux exigences particulières peuvent être consultés sur le site www.sante.public.lu.

Tout renseignement supplémentaire peut être demandé au Dr Robert Goerens par téléphone : +352 247-75610 ou par email Robert.Goerens@ms.etat.lu.

d'Letzeburger Land

Fondé en 1954 par Carlo Hemmer, édité par Leo Kinsch de 1958 à 1983
Hebdomadaire politique, économique et culturel indépendant paraissant le vendredi. Publié par les Éditions d'Letzeburger Land s.à r.l., R.C. B 19029, N° TVA LU 12 12 40 22. La reproduction des articles et illustrations est interdite sans l'accord écrit de l'éditeur. **Gérant, rédacteur en chef** Romain Hilgert (48 57 57-22; rhilgert@land.lu), **Rédaction** Peter Feist (48 57 57-24; pfeist@land.lu), Josée Hansen (48 57 57-26; jhansen@land.lu), Ines Kurschat (48 57 57-28; ikurschat@land.lu), Michèle Sinner (48 57 57-20; msinner@land.lu), Bernard Thomas (48 57 57-30; bthomas@land.lu) **Photos** Sven Becker (sbecker@land.lu) **Administration** Zoubida Belgacem (48 57 57-32; zbelgasem@land.lu) **Mise-en-page** Pierre Greiveldinger **Édition et rédaction** 59, rue Glesener L-1631 Luxembourg **Courrier** boîte postale 2083, L-1020 Luxembourg **Téléphone** 48 57 57-1 **Fax** 49 63 09 **E-mail** land@land.lu **Internet** www.land.lu **Publicité** Maison Moderne Media Sales 10, rue des Gaulois Luxembourg; boîte postale 728, L-2017 Luxembourg (27 17 27 27-32; francis.gasparotto@maisonmoderne.lu) ; **Impression offset** Imprimerie Saint-Paul **Prix par numéro** 4,00 € **Abonnement annuel** 140,00 € **Abonnement étudiant/e** 75,00 € **Comptes en banque** CCPLULL : IBAN LU59 1111 0000 5656 0000, BILLULL : IBAN LU29 0027 1003 6990 0000, BGULLULL : IBAN LU32 0030 0431 7039 0000, BCELULL : IBAN LU30 0019 1000 2939 1000, CELLULL : IBAN LU71 0141 7162 5000 0000, BLUXLULL : IBAN LU59 0080 0484 9600 1003



Festival d’Avignon 2018

Du fait divers au mythe

Paul Rauchs

Pour cette 72^e édition du festival d’Avignon, Olivier Py, son directeur, s’est interrogé sur le genre, sur la frontière qui sépare le masculin du féminin, mais aussi l’immigré de l’émigré et il a invité non pas des douaniers, mais des contrebandiers. Eh oui, les saltimbanques ne sont pas du genre à faire reposer leurs lauriers dans l’âtre du foyer, mais ils jouent à saute-mouton avec les frontières, notamment celles qui, il y a peu encore, séparaient le théâtre du cinéma, l’opéra du concert, la chanson du geste.

La reprise : histoire(s) du théâtre(s)

Milo Rau, le metteur en scène suisse exilé à Gand, en donna le meilleur exemple avec *La reprise*, construction, déconstruction et reconstruction d’un meurtre homophobe qui défraya jadis la chronique judiciaire de Liège. Rau réunit sur le plateau professionnels et amateurs, cinéma et théâtre, réel et symbolique, nous rappelant ainsi – la poésie en moins, l’efficacité en plus – le travail de son compatriote Stephan Kaegy, admiré ici même il y a quelques années.

Dans *La reprise* le théâtre nous confronta avec la réalité dans ce qu’elle a de plus cruel et de plus insupportable et ce fut la vidéo, paradoxalement, qui amena une distanciation toute brechtienne, accentuée par une espèce de *making-of* qui nous fit témoin de la création de la pièce, du casting jusqu’aux interrogations des acteurs sur leur métier. Mais il y a aussi du Pirandello dans Rau, qui mit en scène des protagonistes en quête d’auteur, un fait divers en quête de mythification. Les « chiens écrasés », justement, sont les faits d’hiver de notre société de plus en plus froide et glaçante, et ce sont aussi, bien au-delà, les symptômes de la condition humaine. Au fil des générations, au cours des siècles et des millénaires, ces faits divers se métamorphosent en mythe pour rendre supportable et vivable le monde dans lequel nous sommes jetés. Et comme le psychanalyste aide l’individu à rassembler ses souvenirs en histoire, le théâtre aide l’humanité à transcender le fait divers en mythe, notamment par la catharsis. À travers la galerie de personnages présentés cette année en Avignon, le festival nous fit toucher du doigt ce processus.

Thyeste : le rite du mythe

Dans *Thyeste*, spectacle emblématique de l’édition 2018 d’Avignon, cette catharsis, justement, nous prit aux tripes, donnant littéralement la nausée à l’un ou l’autre spectateur. Le jeune acteur/metteur en scène Thomas Jolly monta ce texte de Sénèque et, du coup, la Cour d’Honneur se fit cour d’horreur. Peut-être aurait-il fallu lire les nombreuses *Consolations* qu’écrivait le stoïcien pour affronter le crime du crime proféré par Atrée, l’holocauste qu’il servit à son frère Thyeste. La vengeance ici ne se mangea point froid, mais chaud : servi en daube et en grillades, le père dévora à son insu ses fils préparés selon les rites du sacrifice par son frère.

Depuis les Grecs et la Bible nous savons que la rivalité fraternelle est la pire qui existe et si les dieux grecs s’amusaient à jeter de l’huile sur le feu des haines



Milo Rau – palme d’or ?

familiales, les Chrétiens ont au moins inventé Saint Nicolas pour ressusciter des enfants cuisinés par de sanguinaires bouchers. La tragédie des Atrides, de Tantale à Oreste, en passant par Thyeste et Agamemnon, dopa la performance des acteurs aussi inouïe que l’horreur du crime qu’ils donnaient plus à entendre qu’à véritablement voir : le regretté Claude Lanzmann ne proclamait-il pas que la Shoah en effet ne se représente pas ! Point de vidéo donc, mais des hommes en chair et en os, des voix superbes, des chœurs glaçants, des acteurs sublimes, des images quand-même, mais des images en même temps d’une abstraction créant de la distance et d’un concret rappelant la violence terroriste. Durant plus de deux

heures interminables qui passaient trop vite, les murailles du palais emprisonnaient le spectateur dans la terreur, tout comme notre condition d’humain nous enferme dans la malédiction de la méchanceté. À moins que, à moins qu’on ne fasse sienne la « consolation » du Stoïcien : « Mauvais, nous vivons parmi nos pareils. Une chose peut encore nous rendre la paix : c’est un traité d’indulgence mutuelle. »

Une Iphigénie sans génie

Point d’indulgence cependant dans la lignée des Atrides, point d’indulgence non plus dans la presse pour la jeune Chloé Dabert qui mit en scène les

malheurs d’Iphigénie, la petite-fille d’Atrée. Il est vrai que la laideur des décors défigura inutilement l’écrin superbe du Cloître des Célestins et que la performance des acteurs fut des plus moyenne, à part celle, sublime de douleur et d’humanité, de Victoire Du Bois en Clytemnestre. À leur décharge il faut dire qu’ils s’essouffaient sans raison à monter et descendre les escaliers d’un mirador, planté ostentatoirement sur la scène pour rappeler que le camp des Grecs fut aussi un camp de concentration de haine et de rivalité familiales. Mais il est tout aussi vrai que les alexandrins de Racine n’ont rien perdu de la mélodie de leur charme suranné, malgré le parasitage des klaxons, cris et autres vociférations cocardières qui étaient, en même temps, ce dimanche 15 juillet, la victoire du onze tricolore.

De Dingen die voorbijgaan : les choses qui nous dépassent

Avec ses compères Jolly et Rau, Ivo van Hove fut le troisième larron du tiercé gagnant de cette année. Entre mythe et fait divers, il raconta, montra, fit comprendre les secrets de famille. Dans le roman quasi symboliste de l’auteur flamand Louis Couperus qu’il donna à voir, la chaleur moite d’un Tennessee Williams sudiste se délita dans les brumes et crachats noirs d’une Flandre dont la mélancolie n’arriva pas, au fil des générations perdues, à fuir vers le soleil de l’Italie.

Mais l’aïeule qui tua le père des ses enfants ne fut pas Clytemnestre et aucune transcendance ne vint ici donner sens à une culpabilité qui fit s’écrier un des rejets que les parents ne transmettaient rien d’autre à leur descendance que leurs péchés. Et là où Chloé Dabert s’est joué de l’espace du Cloître des Célestins, Ivo van Hove sait jouer de l’espace de la Cour du Lycée Saint-Joseph. Tout de noir vêtus, les acteurs, tous magnifiques, jouaient et (se) regardaient jouer sous l’œil d’un immense miroir, balayés vers la fin par une neige plus noire encore que les tableaux du peintre Spilliaert, dont van Hove dit s’être inspiré pour son décor, plus grinçante aussi que les masques d’un Ensor que rappelèrent les visages peinturlurés sur les vitres latéraux de la scène.

Mama : au théâtre avant-hier soir

À travers une toute autre figure de mère, Ahmed el Attar nous livra une acerbe chronique de la condition féminine dans la société arabe. Sévère avec sa fille et ses domestiques, soumise à son mari et à son fils, Hend, la mère, s’est installée sans résistance mais non sans complaisance dans la cage dorée d’un salon de grande bourgeoisie du Caire. Avec leur solide métier et leur bonne connaissance du théâtre de l’avant-dernier siècle, acteurs et metteurs en scène nous ont fait passer un agréable moment. Mais que vient faire un tel spectacle dans le *In* du festival ?

Ahmed revient (malheureusement)

Bien dans l’esprit contrebandier, le festival, tous les ans, propose désormais un spectacle itinérant qui

Le festival 2018 s’est essayé à métamorphoser les tragédies d’aujourd’hui en mythes de demain

fait découvrir des endroits différents, parfois insolites, parfois bucoliques, parfois oppressants qui sont tantôt des villages isolés, tantôt des prisons, tantôt encore des hôpitaux. Avec la complicité d’Alain Badiou, autoproclamé philosophe français vivant le plus lu, Didier Galas, comédien, clown, danseur, remit le masque d’Ahmed, sorte d’Arlequin contemporain qui fustige la droite mal pensante par nature, la gauche bien pensante par égarement, l’homophobie, l’islamophobie mais pas (simple oubli ?) l’antisémitisme. Mais n’est pas Pierre Desproges qui veut : après les jeux de mots téléphonés, les gestes surjoués et les « la-caneries » d’un autre âge nous fûmes bien contents de retrouver les terrasses du joli village de Vacqueiras.

Canons et fugues

Le spectacle nous parût aussi long que son titre : *Il pourra toujours dire que c’est pour l’amour du prophète*. Gurshad Shaheman fit chanter et déclamer à une vingtaine d’élève-comédiens les récits d’exilés maghrébins, victime dans leur pays de violences à cause de leurs orientations sexuelles. Ce fut beau, ce fut émouvant, mais comme cela manqua de dramaturgie, l’ennui finit par s’installer et c’est ainsi que ces fugues devant les canons furent aussi un canon et fugue auquel manqua cruellement un Jean Sébastien Bach.

May he rise and smell the fragrance

On l’aura compris, si l’Afrique subsaharienne fut à l’honneur l’année dernière, l’édition 2018 fit la part belle aux troupes du Moyen-Orient, actualité oblige. Réfugiés de la politique et de l’économie, de la raison et du sexe, ils auraient tous pu se retrouver dans ce beau et bref spectacle du chorégraphe libanais Ali Chahrour, sorte de kaddish arabe joué, chanté, dansé et prié pour consoler du chagrin de la perte. Perte d’un être cher, perte de la patrie, perte du ou plutôt des mondes d’hier.

Et la boucle est bouclée : de l’antique Mésopotamie à l’actuel Liban, des *Consolations* de Sénèque aux désolations des réfugiés arabes, le festival 2018 s’est essayé à métamorphoser les tragédies d’aujourd’hui en mythes de demain. Est-ce un hasard alors si les Européens, avec les moyens d’aujourd’hui, ont souvent fait appel à leurs classiques, alors que les invités du Moyen-Orient, avec les moyens d’hier, aux auteurs d’aujourd’hui ? Une heureuse distance pour les uns, une cruelle immédiateté pour les autres ?



Ivo van Hove fit jouer *De dingen die voorbijgaan* (photo de gauche) dans un décor grinçant, tandis que Thomas Jolly (*Thyeste*) transforma la Cour d’Honneur en cour d’horreur

STIL

Viereinhalb Sternchen

Michèle Sinner

Seit fast zwei Wochen sind Ferien und deswegen soll an dieser Stelle Viviane Reding (CSV), ehemalige EU-Kommissarin, großer Dank ausgesprochen werden, die im Alleingang die europäische Telekommunikationsbranche besiegt und das Roaming eigenhändig abgeschafft hat. Nicht nur weil es seither möglich ist, im Urlaub mental in der Balance

zu bleiben, Licht und Leichtigkeit an südlichen Stränden auszugleichen, indem die düstere Mord- und-Totschlag-Stimmung eines Schwedenkrimis via Netflix auf der Sonnenliege gestreamt werden kann. Oder weil es seither unmöglich ist, auch auf dem entlegensten Strand oder Bergkamm für den Arbeitgeber unerreichbar zu sein und Arbeits-E-

Mails zu ignorieren. Sondern weil es seither wesentlich leichter geworden ist, das eigene Touristendasein zu verheimlichen. Und seien wir mal ehrlich, wer will beim Urlaub in einer Metropole schon zugeben, dass er oder sie sich nicht auskennt? Dass er keinen blassen Schimmer hat, in welche Richtung er an der nächsten Kreuzung abbiegen muss, um

zum In-Restaurant zu gelangen, zur hippen Bar, oder dem minimalistischen Kleiderladen, dessen Ware zuhause Raritätswert hat?

Früher hätte man in solchen Situationen verunsichert einen Stadtplan hervorgeholt, oder schlimmer noch, einen Touristenführer, auf den man sich überhaupt erst hätte verlassen müssen, um in Millionenaufgabe gedruckte „Insidertipps“ zu erhalten, und sich dadurch sofort als Outsider im Szeneviertel zu erkennen gegeben. Das ist, Viviane sei Dank, heute nicht mehr notwendig. Schließlich verfügt seit vergangenem Sommer jeder über ausreichend mobile Datenkapazität, um die eigene Position und die GPS-Koordinaten in Echtzeit auf Google Maps zu verfolgen und sich diskret vom Telefon zum Ziel lotsen zu lassen. Dabei unterscheidet man sich rein äußerlich und im Verhalten überhaupt nicht mehr von den Ortsansässigen, die auch alle auf ihr Smartphone schauen.

Mit ein wenig Übung bleibt die aufsteigende Panik, trotz GPS nie wieder zurück ins Hotel zu finden, äußerlich unbemerkbar. Wer den Blick auf den Bildschirm konzentriert und mit lässiger Miene vorgibt, Textnachrichten zu verarbeiten, um in Wirklichkeit nervös unauffindbare Adressen ins GPS-System zu tippen, kriegt außerdem garantiert nichts von der fremden Umgebung mit, für die er mehrere Flugstunden in Kauf genommen hat.

Überhaupt bewahrt das Roaming-freie Smartphone mit seinen vielen Anwendungen Urlaubervor spontanem Verhalten, vor ziellosem Umherschlendern. Denn bei aufkommendem Hungergefühl beispielsweise lässt man sich nicht länger von appetitlichem Geruch der Pasta-Soße anlocken, oder von einer einladenden Terrasse anziehen, an der man gerade vorbeispaziert ist. Schließlich lässt sich, dank Viviane Reding und Geolokalisierungsdiensten auf dem Handy, prüfen, ob es im Umkreis von zwei Kilometern nicht vielleicht doch eine noch schönere Terrasse gibt, als die, vor der man gerade steht.

Mittels moderner Technik und dem Engagement tausender Internetnutzer, die eine Bewertung hinterlassen haben, kann man genauestens ermitteln, wo das Essen und die Bedienung authentischer, der Service besser und das stille Örtchen sauberer sind, und wer würde sich dabei nicht lieber auf das Urteil von völlig Fremden als auf die eigenen Sinne und das knurrende Bauchgefühl verlassen?

Der Einsatz von moderner Technik erfolgt nie ohne Restrisiko: Beim Abklären des Angebots und dem Abwägen der Möglichkeiten vergeht gut und gerne eine halbe Stunde. In der Zwischenzeit ist das Hungergefühl so akut, dass alle, die am perfekt entspannten Dolce-Vita-Urlaubessen teilnehmen

sollen, mindestens so grantig sind, als wenn sie hätten selbst kochen müssen.

Steht das Essen auf dem Tisch, stellt sich möglicherweise heraus, dass das eigene Verständnis von „authentisch“ oder „top notch“, sich doch stark von dem von Sandra B., 23, UK, unterscheidet, die dem Lokal in ihrer Rezension viereinhalb Sterne gegeben hatte, und auch von dem von Gerhard S., 73, Hannover, immerhin vier Sterne. Offensichtlich haben britische Studentinnen und deutsche Rentner eine andere Vorstellung von einem guten Weinangebot oder einer richtigen Pizza.

Die Kunst, erfolgreich durch Kundenrezensionen zu navigieren, um solche Enttäuschungen zu vermeiden, besteht im Wesentlichen darin, zwischen hunderten Bewertungen die zu identifizieren, deren Verfasser/in der gleichen sozio-ökonomischen Schicht entstammt, ein ähnliches Bildungsniveau sowie die gleichen kulturellen Referenzen hat wie man selbst. Es kann auch nicht schaden, wenn er oder sie die gleichen Hobbys pflegt (mögliche Rückschlüsse ergeben sich beispielsweise aus den Profilfotos der Kommentatoren, wo Pferdenarren, Fallschirmspringer, Sportangler, angehende Unterwäschemodels und Star-Wars-Fans meist ihr wahres Ich offenbaren). Findet der oder die das Restaurant super, kann man sich darauf verlassen, dass es einem selbst ebenfalls schmeckt beziehungsweise einem der Rahmen gefällt.

Diese Methode kann auch jenen helfen, die schon vor der Reise auf Kundenbewertungen zurückgreifen, um sich für ein Hotel oder eine Ferienwohnung zu entscheiden. Lässt sich auch auf der zwanzigsten Kommentarseite kein digitaler Doppelgänger finden, sollte man alternativ versuchen, sich die User in ihrem jeweiligen Kontext vorzustellen, um ihre Bewertungen einzuschätzen. Machen der Rentner und die junge Rucksacktouristin beispielsweise widersprüchliche Aussagen dazu, ob die Hotelwände hellhörig sind oder nicht, sollte man sich fragen, ob das damit zusammenhängt, dass die Zwischenwände in Großbritannien aus Sperrholz sind oder Gerhard möglicherweise vergessen hat, sein Hörgerät abzuschalten und keine Kinder mag. Ebenso kann man sich fragen, ob das Frühstücksbuffet eventuell doch üppig genug ist, auch wenn Li aus Shanghai, 45 Jahre, es minderwertig findet, weil er kein scharfes Bouillon vorfand. Im Zweifelsfall könnte man die Übernachtung auch ohne Frühstück buchen und vor Ort morgens das Handy raussholen, um zu sehen, welche gemütlichen Cafés es in der Umgebung gibt, die ein gutes Frühstück bieten, wie lange man braucht, um hinzulaufen, ob sie schon geöffnet haben, ob es sich angesichts der paar hundert Kundenbewertungen dabei um einen größeren Geheimtipp handelt, als ihn der Reiseführer parat hat, ...



Viviane Reding und der modernen Technik sei Dank, fällt es heute viel leichter, das Touristendasein zu verstecken. Wer gibt schon gerne zu, dass er den Weg zum In-Laden nicht kennt?



L'objet

Vapoteurs et autres accros au tabac qui désirez abandonner votre manie, ce petit set de cartes pourrait vous intéresser. Intitulé « 21 jours pour arrêter de fumer », chaque carte de la petite boîte, à tirer au rythme de une par jour, contient un conseil sensé et établit une nouvelle routine quotidienne qui remplacera la clope. Petit à petit, ces habitudes amusantes vous feront oublier la pause cigarette. Le but étant de vous aider à entièrement décrocher et de profiter autrement de la vie sans dépendre du tabac. Un petit bracelet en tissu est offert avec la boîte, qui est censé vous rappeler votre engagement au quotidien. Le set a été conçu par la société de design Doiy, créée à Barcelone en 2009 et qui s'est spécialisée dans les objets humoristiques et invitant au partage. Si toutefois vous avez renoncé à la nicotine depuis belle lurette mais que vous entretenez une autre dépendance envers votre smartphone, votre tablette ou votre ordi, sachez qu'un second set existe sous le nom « 21 jours pour arrêter l'addiction à la technologie ». Il devrait vous permettre de décrocher du virtuel et de nouer de nouveaux rapports avec la réalité. Les deux trouvaillies sont en vente à la boutique du Mudam et existent en version française et anglaise. Vous trouverez toute une panoplie d'autres objets insolites signés Doiy via le site de vente en ligne www.thecoolrepublic.com GD



L'endroit

Si on n'avait pas de suite reconnu sa bouille souriante (qui ressemble un peu à un petit frère rital de Pascal Obispo), on se serait cru, en déjeunant à la **Trattoria da Gino** (5, rue Glesener, photo : GD). victime d'un déjà vu. Non pas à cause du cadre basique et sans particularité, mais plutôt à cause de l'assiette. Dont le contenu est tout aussi soigné et gouteux qu'au Al Bacio de la rue Notre-Dame, lequel est sous la direction du frère de Gino, et où nous l'avions vu distribuer sa bonne humeur jusque-là. Le secret du succès du premier pourrait aussi faire à l'avenir la popularité du second. À savoir qu'on y sert avant tout des pâtes fraîches faites juste comme il faut, d'une texture bien ferme, et cuites al dente, nappées de sauces de ragoût parfaitement parfumé. Voire de poisson bien frais ou, pour les végétariens(ne)s, de courgettes et de mozzarella. Comme au Bacio, on se passera de carte. Juste une ardoise avec quelques suggestions de pasta, une viande quotidienne et un poisson, une salade, trois desserts. OK, il y en a un peu moins qu'au centre-ville, mais on n'en est qu'au début, et au niveau qualité c'est tout aussi nickel. Sur un second tableau figurent les pinards à prix modestes, le primitivo, le montepulciano et autres nectars de la grande botte. Évidemment, tradition familiale oblige, on ne partira pas sans avoir activé le processus de digestion avec le traditionnel limoncello ou, à la rigueur, l'amaro del capo. GD



Das Unding

Wenn sich jemand vornimmt, Kleidungsstücke zu schaffen, die unter fairen Bedingungen für die Arbeitnehmer und im Respekt der Umwelt hergestellt werden, kann man das im Prinzip nur begrüßen. Doch was Fair Trade Lëtzebuerg, Fondation Caritas Luxembourg im Rahmen der Kampagne Rethink your clothes des Außenministeriums ausgedacht haben, hat den gegenteiligen Effekt. Denn sie haben den selbsterklärten Künstler Jacques Schneider (Kritzel) eine Kollektion entwerfen lassen, der das Let's-make-it-happen-Logo verwurstet und über Fotos der Büste von Wilhelm dem Zweiten oder das Luxemburger Löwen-Emblem legt. Das Ganze nennt sich tatsächlich **3 x Vive**. Man kann sich nur wundern, dass Organisationen, die sich gegen die Benachteiligung und Ausgrenzung von sozial Schwächeren, Flüchtlingen und Migranten einsetzen, und ein Ministerium, dessen Minister auf allen Kanälen gegen Populismus und Protektionismus wettet, bei einer derart primitiven Schau von stupidem Royalismus und Nationalismus mitmachen. (Foto: Fairtrade Lëtzebuerg) ms

Entre chien et loup

On appelle « entre chien et loup » le moment qui précède le crépuscule, l'heure de tous les dangers quand les contours des choses s'effacent et qu'on voit les loups garous sortir de leurs repaires et les feux follets s'allumer dans les sous-bois.

Dans son livre porté par un souffle narratif exceptionnel, l'historien Henri Wehenkel dresse le portrait de seize Luxembourgeois pris dans l'engrenage de la Collaboration –

grands bourgeois, ouvriers montés en grade, journalistes *völkisch*, cadres techniques ambitieux, artistes conformistes... L'auteur pénètre jusqu'aux niveaux des enjeux, des lieux de décision, des endroits où les chemins se séparent et où il faut choisir. Le livre donne à sentir ces choix dans toute leur urgence sans pour autant faire de jugement de valeur. Il s'agit, selon l'auteur, d'« éclairer les recoins obscurs de la société luxembourgeoise ».

Le livre de 304 pages richement illustré et qui se base sur une série d'articles du *Lëtzeburger Land*, est disponible en librairie au prix de 29 euros ou peut être commandé en ligne sur www.land.lu, par téléphone 48 57 57-32, courriel land@land.lu ou fax 49 63 09.

